Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 15 (1929)
Heft: 52

Anhang: Mittelschule : philosophisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1929

XV. Jahrgang

Gedruckt beim Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis der „Mittelschule" 1929

Philologisch-historische Ausgabe

I. Abhandlungen

„Silvania", eine Form der kathol. Aktion für studierende Jugend. Von F. Ch. Blum, Kaplan, Root (Luzern). Seite 1.

Zu den Carmina Burana. Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems). Seite 3.

Marcel Proust. Par le P. Christophe Favre, Stans. Seite 5.

Sunnja und Frithila. Von Prof. Dr. F. A. Herzog, Luzern. Seite 9.

Original und Uebersetzung. Von P. Heinrich Vogler O. S. B., Engelberg. Seite 11.

La Grammaire de l'Académie. Par le P. Christophe Favre, Stans. Seite 13.

Zur Aischylos-Lektüre. Von Prof. Dr. Karl Schneider, St. Gallen. Seite 14, 23.

Klassen- oder Fachlehrersystem? Von Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg. Seite 17.

Französische Konversation in der Sekundarschule. Methodische Plauderei. Von J. R. Seite 21.

Verfassungspolitische Gedanken bei griechischen Lyrikern der ältern Zeit. Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems). Seite 25.

A propos de la crise religieuse de Renan. Par le P. Christophe Favre, Stans. Seite 26.

Ulrich v. Willamowitz' Auffassung von Wissenschaft und Leben in seinen „Erinnerungen". Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B., Sarnen. Seite 27.

Zur Methodik des Religionsunterrichtes an der Sekundarschule. Von P. J. R. Seite 33, 41, 57.

Pierre l'Ermite. Par le P. Christophe Favre, Stans. Seite 34, 42.

Das Schülergedicht. Von R. L. Seite 36.

An meine Mutter. Gedichte von H. Heine. Präparationsskizze für die Sekundarschule. Von Adolf Köpfli, Baar. Seite 46.

Ein Vorbild und ein Prophet auf Christus im alten Rom? Von P. Gerard Fäßler, Stans. Seite 49, 60.

Kägi-Wyß. Von Eduard von Tunk, Immensee. Seite 53.

Après la lecture de deux grands épistoliers français. Par le P. François de Sales. Seite 63.

II. Zunftstube

Vom Wörterlernen. Seite 7. — Die Erlernung der unregelmäßigen griechischen Verben. Seite 7. — Ein mißachtetes Schulgerät. Seite 7. — Zum Stadtnamen Zug. Seite 15. — Zur griechischen Syntax. Seite 31. — Unser griechisches Uebungsbuch. Seite 40. — Die Bibel von Olivares. Seite 47. — Buchstaben als Zahlzeichen. Seite 48. — Für den Lateinlehrer: Ars Latina. Seite 55. — Der Name der Phöniker. Seite 55. — Gleichklang. Seite 64.

III. Bücherecke

Seite 8, 16, 24, 32, 40, 48, 55, 64.

15. Jahrgang Nr. 1 31. Januar 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: „Silvania“ eine Form der katholischen Aktion für studierende Jugend — Zu den Carmina Burana — Marcel Proust — Zunftstube — Bücherecke.

„Silvania“, eine Form der kathol. Aktion für studierende Jugend

Von F. Ch. Blum, Kaplan, Root (Luzern)

Seit zwei, drei Jahren wird viel über katholische Aktion gesprochen und geschrieben, auch bei uns in der Schweiz. Im Unterschied zu andern Ländern ist's bei uns aber zum großen Teil dabei geblieben. Wir sind meistenorts noch am Ueberlegen, was die kath. Aktion eigentlich für eine Stellung einnehmen solle, wie die Sache wohl am praktischsten angegriffen werden könne. Aber aus solch langem Besinnen heraus wird offenbar keine Bewegung entstehen, die Kopf und Herz mit Mut und Begeisterung zu erfüllen vermag und uns zur Offensive befähigen wird. Das erreicht nur ein frisches, tapferes Angreifen der gestellten Aufgabe, und darum ist ein einziger praktischer Versuch für die kath. Aktion mehr wert als vieles Reden darüber.

Ein solcher Versuch wird gegenwärtig von Studenten gemacht, die sich zu einer Arbeitsgemeinschaft unter dem Namen „Silvania“ zusammengeschlossen haben. Ziel und Aufgabe derselben ist, einem Programmpunkt der kathol. Aktion zu dienen: dem Presseapostolat. In allen Variationen hören wir das Lied von unserer Rückständigkeit in Pressesachen; das Ziel wäre somit sicher gut gewählt. Wir können es selber miterleben, wie Sozialisten, Bibelforscher usf. in unserm Land bis ins letzte Bergdörflein gratis ihre Bücher, Broschüren und Flugblätter verteilen. Sollte für uns so etwas unmöglich sein? „Der Geist Gottes weht, wo er will!“ Eines Tages setzten sich ein paar Studenten in den Kopf, ein ähnliches Pressewerk für die katholische Sache ins Leben zu rufen. Ihre Ferienzeit wollten sie benützen, um selber zu setzen und zu drucken. Größte geschäftliche Tüchtigkeit sollte herrschen und das Ganze doch kein Geschäft, sondern Apostolat sein. Alles müßte gratis geleistet werden: vom Manuskript des Autors bis zum Verteilen der fertigen Drucksachen. Ein Instrument sollte es sein, mit keinem andern Zweck als zu helfen, durch Massenauflagen von Drucksachen zu unserm Volk zu sprechen. Mit Feuereifer gingen sie an die Ausführung des Planes. Auf einem Gehöfte zu Neuenkirch (Luzern) erstellten sie eine richtiggehende Druckerei mit Setzpulten, Schnellpresse, Heft- und Schneidevorrichtungen. Einer machte neben dem Universitätsstudium eine Druckerlehre durch. Daneben wurde eifrig um Anhänger für die Idee geworben.

Diese Jungens kommen nun in den schönen, langen Studentenferien zu „Arbeitswochen“ nach Neuenkirch, d. h. sie lernen setzen, heften, drucken; alles ist natürlich Gratisarbeit, und selbst für die gemeinschaftliche Verpflegung kommt jeder selber auf. Wer als vollberechtigtes Mitglied in die „Silvania“ eintreten will, der muß sich verpflichten, jedes Jahr wenigstens eine solche Arbeitswoche mitzumachen oder ein entsprechendes Entgelt zu bezahlen. So wird die Arbeit kostenlos gemacht, und selbst die Kosten für Papier, Druckerschwärze, Typen etc. sollen durch Inserate auf den Umschlägen der Broschüren gedeckt werden.

Auf den ersten Blick wird jeder sagen, daß ein solches Unternehmen einfach unmöglich sei. Und doch ist es möglich. Den Nachweis dafür hat die „Silvania“ geleistet. In 10,000 Exemplaren wurde ein Werbebuch für kath. Literatur, 112 Seiten stark, mit schönen Artikeln von angesehenen Autoren herausgegeben. Ferner in je 50,000 Exemplaren eine Broschüre für den kath. Frauenbund: „Um das Leben von Mutter und Kind“, von H. H. Pfarrer von Streng, und die Broschüre „Elternpflichten“, von H. H. Prälat Dr. Beck. — Alles gratis! Aller-

dings war das nur möglich durch einen großen Idealismus und Opfersinn. Einer der Studenten hat sein Universitätsstudium abgebrochen und wird sein Leben allein diesem Werke weihen. Und wer Mitglied der „Silvania" werden will, der muß manche Pflicht auf sich nehmen. Sie ist eben keine Ferienvereinigung, die bloß studentischen Frohsinn pflegen will. Da gilt eher das Wort, das Bezirksammann Karl Styger seinerzeit zu den Gründern des Schweiz. St. V. sprach: „Darf man heute ohne zu erröten sich solche Ferientage gestatten? Darf man so leichthin Bacchus frönen und Epikur? Ist es jetzt Zeit zu nichtiger Tändelei? ... Auf zur Tat fürs Vaterland!"

Noch steht bei der „Silvania" alles in den Anfängen, und für vieles muß noch Weg und Form gesucht werden. Als Ideal stehen die Richtlinien vor Augen, die der hl. Vater für die Gruppen der katholischen Aktion gegeben hat. So müssen vor allem die Arbeitswochen noch viel mehr als bisher in einen festen, religiösen Rahmen gespannt werden, daß sie wirklich ein Dienst sind an Gottes Werk, und daß jeder Teilnehmer inne wird, was Köstliches der benediktinische Spruch bedeutet: „Ora et labora!" Nur auf diesem Weg kann das Unternehmen wirklich ein Werkzeug werden zur kraftvollen Verbreitung katholischer Ideen in unserer Heimat. Wird unsere studentische Jugend das Werk schaffen? Wir hoffen es; denn wir glauben an den Idealismus der Jugend.

Nachschrift der Redaktion. Die Worte des geschätzten Berichterstatters, der mit Einverständnis des hst. Ordinariates von Basel die geistliche Leitung der wackern Silvania-Gruppe übernommen hat, verdienen die ernste Beachtung unserer Lehrerschaft und Geistlichkeit. Der Schriftleiter war in der Lage, sich einen genauen Einblick in das junge Unternehmen zu verschaffen und kann, gestützt darauf, feststellen, daß dieses verheißungsvolle Edelreis katholischer Aktion reinstem Idealismus entwachsen ist. Die jugendlichen Presseapostel, zumal deren Führer, verzichten nicht bloß auf den leisesten finanziellen Vorteil, sondern beweisen in der Verfolgung und im weitern Ausbau ihrer Idee fortgesetzt einen Opfermut, den man leider vielerorts unserer katholischen Jungmannschaft gar nicht mehr zutraut. Es ist nunmehr an der Zeit, den edlen Eifer und die bereits gezeitigten prächtigen Früchte durch vertrauens- und verständnisvolle Mithilfe anzuerkennen. Bereits ist von hoher Seite aus damit begonnen worden. Kein Geringerer als der hste Bischof Josefus von Basel hat der jungen Garde wiederholt Beweise seines väterlichen Wohlwollens gegeben. Im neuesten Mitgliederverzeichnis finden wir neben einer Reihe anderer Geistlicher und Theologen die Namen von HH. Universitätsprofessor Dr. J. Beck, Freiburg, HH. Stiftsprobst Dr. F. Segesser, Luzern, HH. Dir. J. B. Schönenberger, Zürich, HH. Pfarrer Dubler, Olten, H. Dr. Pestalozzi-Pfyffer, Präsident des S. K. Preßvereins. In der gleichen Nummer der „Silvania-Nachrichten" begegnen wir einem Brief von HH. Prof. Dr. J. Beck, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Es freut mich ungemein, daß die Silvania sich in so hoffnungsfroher Weise entwickelt, und daß der Arbeitseifer der Studenten schon in den Anfangszeiten der Gemeinschaft solche Leistungen zutage fördert. Gewiß wird Gottes Segen sowohl den Vorstehern wie den Mitarbeitern der Arbeitsgemeinschaft die vielen Opfer reichlich lohnen, die sie alle im Dienste eines so zeitgemäßen Apostolates bringen müssen."

Was der beabsichtigte geistliche Ausbau des Unternehmens (täglicher gemeinschaftlicher Messebesuch in der Kapelle bei Neuenkirch, verbunden mit kurzer Ansprache des geistlichen Leiters oder seines Stellvertreters) und eine ideale Ferienbeschäftigung für unsere jungen Leute heißen will, werden jene am besten zu würdigen wissen, die schon längst mit wachsender Sorge wahrgenommen haben, wie viel mühsam erworbenes Charaktergut oft in den langen Sommerferien verloren geht. Daß die studierende Jugend möglichst früh für die katholische Aktion interessiert und in angemessener Weise persönlich dazu herangezogen wird, ist ebenso wertvoll wie ihre Erziehung zum Opfergeist durch körperliche Arbeit im Dienst der guten Sache. Letzteres Moment dürfte auch sozial wirken im Sinne eines Ausgleichs der verschiedenen Stände. Dazu kommt der Segen, der durch die Verbreitung guter Broschüren in Hunderttausenden von Exemplaren (bei weitherziger Unterstützung kann die Produktion in kurzer Zeit vervielfacht werden) in zahllose katholische Familien getragen wird. Und das alles, ohne daß die andern katholischen Hilfswerke finanziell oder anderweitig beeinträchtigt werden.

Im Nachstehenden bringen wir noch einen kurzen Ausschnitt aus dem Bericht über die letzte Arbeitswoche, der das Leben und Treiben auf dem Arbeitsplatz veranschaulicht:

„In der Nähe des Broschierraumes zischte und brodelte es, und hurtig bewegten im Dunst sich die Dinge. Dort hauste der junge Schulmeister, der trotz dem Kopfschütteln des Gemeindeammanns extra Schulferien gemacht hatte, um unserer Arbeitswoche der alte, bewährte Koch zu sein. Seine Aufgabe war keine kleine, sollte er doch flott und reichlich kochen für einen einzigen Schweizerfranken Tagesentschädigung. Freilich unterstützten ihn mehrere schweizerische Nahrungsmittelfirmen, die den Reklamevermerk am Schlusse unserer Broschüren mit bedeutenden Gratislieferungen quittierten. Obwohl die Küche nach allgemeinem Urteil Vorzügliches leistetete, konnte die Verpflegung defizitlos durchgeführt werden.

Die freie Zeit sah uns fast täglich im Bade am Sempachersee. Wer nicht mit dem Velo dorthin kam, den transportierte der ewig geduldige Ford-Wagen. Einmal setzten wir 12 Mann auf seine heruntergeschlissenen Pneus. Und dennoch platzten diese nur von Zeit zu Zeit.

Einzigartig war wohl der Dienstagabend in unserem „Festsaale". Nachdem uns die Brauerei Karbacher ein Faß Bier und die Konservenfabrik Bischofszell 70 Liter Alkoholfreien gestiftet hatten, war es unsere Sorge, diesen Segen möglichst feierlich auf uns

wirken zu lassen. Zu diesem Zwecke veranstalteten wir einen Vespertrunk, zu dem wir auch die Bauern der Umgebung einluden, in Dankbarkeit für uns gewährte Freilogis. Ob sie kommen würden? Ja, sie kamen. Diese Leute hatten uns bei körperlicher Arbeit gesehen. Ohne Scheu kamen sie gerne zu uns, Geladene und Nichtgeladene, ehrwürdige, alte Mütter, graue, nachdenkliche Bauern, junge Burschen, eine Ländlermusik, Mägde und Knechte, Jungfern, schüchtern und neugierig, ein ganzer Kranz von Schulkindern, die keinen andern als einen Stehplatz mehr fanden. Und viele, die an diesem Abend nicht bei uns waren, erzählten nachher von unsern Studentenliedern.

Aber das war unsere Freizeit. Am Morgen erdröhnte ungeschwächt wieder das Lied der Arbeit. Im Maschinenraum mauerte ein stud. phil. ein Betonfundament, und in der Setzerei raschelte es fleißig in den Kästen." (Aus der neuesten Nummer der „Silvania-Nachrichten.")

„Um Beobachtung einer notwendigen Disziplin bitten wir zum voraus. In der Setzerei Silentium mit Ausnahme sachdienlicher Mitteilungen. Die Arbeitswoche steht unter der Aufsicht des geistlichen Führers." („Silv. Nachrichten", 1928, Nr. 3.)

Interessenten verweisen wir auf die Werbebroschüre „Die Silvania" von Paul Heß (Verlag Silvania, Neuenkirch, Luzern).

Zu den Carmina Burana

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Die „Richtlinien für die Lehrpläne der höhern Schulen Preußens" wollen in dem lateinischen Literaturstoff der Obersekunda auch „wertvolle Proben der lateinischen Hymnendichtung und Vagantenpoesie" berücksichtigt sehen. Damit halten nunmehr auch die Lieder der clerici vagantes, der fahrenden Scholaren oder Goliarden, wie sie sich selbst nannten, ihren Einzug in die Schule. Am bekanntesten ist die 1803 im oberbayerischen Benediktinerkloster Benediktbeuren entdeckte Sammlung Carmina Burana, von dem ersten Herausgeber Schmeller nach der Fundstätte genannt.[1]) Diese leichtgeschürzten Musenkinder geben sich auf den ersten Blick als nächste Geistesverwandte unseres mittelhochdeutschen Minnesanges zu erkennen, namentlich die Frühlings- und Liebeslieder, auch wenn man ganz absieht von den eingestreuten deutschen Strophen gleichen Inhalts und Versmaßes[2]). Ohne Frage hat die zeitlich vorangehende lateinische Vagantenpoesie, die im 12. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte, die höfische Lyrik der Minnesänger inhaltlich wie auch in der Form stark beeinflußt[3]). Aber auch aus dem klassischen Altertum wohlvertraute Klänge sind in den Goliardenliedern nicht zu überhören. „In den poetischen Motiven wird uraltes Kapital griechisch-römischer Lyrik für die abendländischen Nationalliteraturen flüssig. Der klagende Gesang der Philomele, den man seit der Odyssee so oft im Gedicht vernommen, begleitet nun von neuem die sehnsüchtigen Gedanken der Liebenden. Die Grundzüge des mittelalterlichen Liedes, wie sich Natur- und Liebesgefühl harmonisch oder kontrastierend verschlingen, werden im Anschluß an horazische Vorbilder festgestellt und von der lateinischen Dichtung aus den französischen wie den deutschen Minnesängern überliefert"[4]). Es dürfte nicht ohne Reiz sein, an der Hand der in unserer Aufzählung zuerst genannten Auswahl von Lundins einige solcher klassischer Reminiszenzen herauszuheben, ohne daß auf lückenlose Vollständigkeit Anspruch erhoben werden soll.

Vor allem spielt da der mythologische Apparat der heidnischen Liebeselegie eine Rolle, wie man sie bei christlich-mittelalterlichen Dichtern, zumal geistlichen Standes oder wenigstens klösterlich-kirchlicher Bildung, nicht ohne weiteres vermuten möchte, an der Spitze Frau Venus mit ihren Getreuen, wie Amor, Cupido, Adonis, Paris.

Nunc Amor aureus advenies,
indomitos tibi subicies,
tendo manus;
mihi quid facies? (Nr. 4, Str. 3)

Gloriantur et laetantur
in melle dulcedinis
qui conantur, ut utantur
praemio Cupidinis;
simus iussu Cypridis
gloriantes et laetantes
pares esse Paridis! (Nr. 6, Str. 3)

Ergo militemus simul Veneri,
tristia vitemus nos qui teneri; (Nr. 7, Str. 3)

Venus mihi subvenias,
tuam iam colo gratiam (Nr. 12, Str. 1)

Ad praetorium praesentor Veneris
(Nr. 13, Str. 4)

Sogar in den deutschen Einlagen der Mischgedichte erscheint die Liebesgöttin der alten Römer:

Stetit puella bi einem boume,
scripsit amorem in einem loube.
dâr kôm Venus alsô fram;
caritatem magnam,
hôhe minne bôt si ir manne (Nr. 16, Str. 3)

Wir ersehen aus dieser kleinen Blütenlese, wie der bekannte Vers des alten Kommersliedes: „Uns

beschützet Venus Cypria" schon die Devise der Vaganten des 12. Jahrhunderts war [5]). Wie aber im grauen Altertum Homer und Vergil mit einer Anrufung der Muse ihr Werk eröffneten, so wendet sich der kecke Scholar an den schönen Adonis, auf daß der Lobpreis des hohen Prälaten recht voll und würdig erklinge: Pange vox Adonis nobilem Praelatum. (Nr. 2.)

Doch auch die Muse selbst muß ihres Amtes walten:

Musa venit carmine dulci modulamine (Nr. 8, Anfang), und der Sänger dieses selben Liedes verrät Bekanntschaft mit der Sage von der Königstochter Philomele, die in eine Nachtigall verwandelt wurde:

philomela quaeritur
antiqua de iactura (Str. 2)

Gerade diese Geschichte aber ist bekanntlich ein beliebtes Motiv bei den römischen Elegikern (vergl. u. a. Catull 65, 13 f.; Prop. III. 10, 10; Ovid Met. 6, 424 ff, ex Ponto I. 3, 13). Tatsächlich wird man bei der Lektüre der Carmina Burana auch sonst nicht nur an horazische Vorbilder[6]), sondern gerade an die Elegiker öfters erinnert. Ein Beispiel möge die Art dieser Beziehungen veranschaulichen. Wir greifen zunächst zwei Frühlingslieder der Sammlung heraus:

Aves edunt cantus quam dulciter!
Revirescit nemus;
campus est amoenus totaliter.
Iuvenes ut flores accipiant
et se per odores reficiant;
virgines assumant alacriter
et eant in prata
communiter (Nr. 5, Str. 1b u. 2)

Aves dulci melodia sonant garrulae,
omni via voce pia volant sedulae . . .
Congregatur, augmentatur coetus iuvenum,
adunatur, collaetatur chorus virginum;
et sub tilia ad choreas Venereas
salit mater, inter eas
sua filia (Nr. 9, Str. 2a und 3)

Man nehme dazu noch die oben mitgeteilten Stellen vom Venusdienst, sowie etwa den Doppelvers aus Nr. 4, Str. 4, V. 4 und 5: picta canit volucrum series, prata virent iuvenum requies und halte dem gegenüber Tibulls begeisterte Schilderung der elysischen Gefilde I. 3, 57–66:

Sed me, quod facilis tenero sum semper Amori,
Ipsa Venus campos ducet in Elysios.
Hic choreae cantusque vigent, passimque vagantes
Dulce sonant tenui gutture carmen aves,
Fert casiam non culta seges, totosque per agros
Floret odoratis terra benigna rosis:
At iuvenum series teneris immixta puellis
Sudit, et adsidue proelia miscet Amor.
Illic est, cuicumque rapax mors venit amanti,
Et gerit insigni myrtea serta coma.

Gewiß bringt der Gegenstand an sich schon manche Parallelen gewissermaßen zwangsläufig mit sich, allein ganz feine und lose Fäden scheinen doch den Vagantendichter mit dem römischen Dichter zu verbinden. Was in der Scholarenpoesie der Carmina Burana vorliegt, ist eben „nicht sowohl epigonenhafte Nachahmung klassischer Autoren als frische und lebenskräftige Fortbildung des Antiken ins Mittelalterliche".[7]) Zwar hat das Mittelalter gerade von Tibull nicht viel gewußt, allein die verschiedenen Exzerptensammlungen neben den Handschriften sind doch ein Zeichen dafür, daß auch dieser antike Klassiker nicht gänzlich verschollen war.[8]) Auf Vergil endlich, der ja für das Mittelalter der poeta κατ' ἐξοχήν war, wie Aristoteles der philosophus, weist der hübsche Refrain von Nr. 13 zurück: Amor improbus omnia superat. Vgl. dazu Eclog. 10, 69: Omnia vincit Amor, und Georg. I. 145 f.: Labor omnia vincit improbus. . . .

Zum Schluß sei noch auf ein deutsch-lateinisches Mischgedicht hingewiesen, dessen Deutung an einer Stelle Schwierigkeiten zu machen scheint:

Audientes audiant! diu Schande fert al über
[das lant
quaerens viles et tenaces;
sie hat sich vermessen des,
quod velit assumere die bösen herren, swie
[es ergê,
ad perdendum in dothain, nu hin, nu hin,
[nu hin, nu hin.

Die hervorgehobenen Worte bezeichnet der verdienstvolle Herausgeber in einer Anmerkung als unklar (S. 13, Anm. 2). Zweifelsohne enthalten sie eine Anspielung auf die Schriftstelle Genesis 37, 17 ff. (Vulg.). Josef ist von seinem Vater Jakob abgeschickt, um nach seinen Brüdern, die in Sichem ihre Herden weiden, sich umzusehen. Er findet sie jedoch dort nicht mehr und wird von einem ihm begegnenden Manne nach Dothain verwiesen. Daselbst sind sie auch wirklich, und als sie des verhaßten „Träumers" ansichtig werden, fassen sie den Plan, ihn zu töten und seine Leiche in eine alte Zisterne zu werfen. Das Wort Dothain ist also Eigenname und groß zu schreiben, wie es in der Erstausgabe Schmellers auch geschehen ist; es sollen die „bösen Herren" zugrunde gehen, wie es die Brüder mit Josef in Dothain vorhatten.

[1]) A. Schmeller, Carmina Burana, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, XVI[a] (1847), 4.

Aufl. Breslau 1904. — [2]) An erkl. Ausgewählausgaben für Schulzwecke aus jüngster Zeit seien folgende genannt: „Carmina Burana", ausgewählt von B. Lundins, Frankfurt a. M. 1924. Verl. M. Diesterweg (Lat. Quellen des deutschen Mittelalters, Heft 2). „Mittellateinische Dichtung", herausgegeben von C. Beck, Berlin und Leipzig 1926. Verlag W. de Gruyter & Co. (Sammlung Göschen, Bd. 927). — „Scholaren", ausgew. von E. Herkenrath, Leipzig. Verl. von Quelle & Meyer (Quellenhefte für den altsprachlichen Arbeits-Unterricht). — „Deutsche Dichtungen des lateinischen Mittelalters", ausgew. von G. Klimberg & J. Schulte, Münster i. W. Verl. von Aschendorff. Auch die lat. Lesebücher Vox Latina (Leipzig, Dieterich) und Roma Aeterna (Frankfurt a. M., Diesterweg) bringen Proben der Vagantenpoesie. (Als gute Schulausgaben seien noch hinzugefügt: „Lateinische Gedichte des Mittelalters". Ausgewählt und herausgegeben von A. Kurfeß. Teubner 1927 = Eclogae Graecolatinae Fasc. 6, und: „Mittellateinische Gedichte". Ausgewählt und erklärt von Heinr. Bachmann. Schöningh, Paderborn = Altsprachliche Lesehefte, 1. Reihe, Heft 8. (Die nach mehrfacher Hinsicht vorzügliche Sammlung: „Lateinische Lieder fahrender Schüler aus der Stauferzeit", für die Schule ausgewählt von Dr. phil. Klaudius Bojunga, Leipzig, G. Freytag 1922, können wir darum nicht empfehlen, weil sie manches für unsere Schüler Unpassende enthält. Der Schriftleiter.) — [3]) Vgl. Lindemann-Ettlinger, Gesch. der deutschen Literatur, 9. und 10. Auflage. (Freiburg 1915, I. 69 ff. — [4]) W. Scherer, Geschichte der deutsch. Literatur, 14. Aufl. Berlin 1921, 74. — [5]) Weitere Beispiele für die Vorliebe der Vaganten für den heidnischen Götterhimmel sind bei Schmeller a. a. O. fast auf jeder Seite zu finden; man nehme etwa Nr. 38 usw. (S. 125 ff.) oder Nr. 44, 45, 46, 47 usw. (S. 134 ff.). [6]) Um auch hier wenigstens mit einem Belege aufzuwarten, vgl. Schmeller, Nr. 48 (S. 137): Dulce est desipere mit Horat. Od. IV. 12, 28: Dulce est desipere in loco. — [7]) Vogt-Koch, Gesch. der deutschen Lit., 3. Aufl. I. 92 (Leipzig und Wien 1913). — [8]) Vgl. M. Schanz, Gesch. d. röm. Literatur, II. 86 (Leipzig, 6. Aufl. 1910).

Marcel Proust

Par le P. Christophe Favre, Stans

Ce nom que l'on chercherait vainement dans les manuels d'histoire de la littérature française, remplit depuis quelque temps d'innombrables pages de revues et de journaux littéraires. Les Nouvelles littéraires se distinguent dans ce concert. Elles annoncent que Proust a ouvert des voies capables de renouveler la littérature d'imagination Un critique allemand, Ernest Curtius, a consacré cette gloire montante par un livre que l'on aime à citer en France, où Curtius jouit d'une légitime autorité.

La renommée de Proust reste attachée à son œuvre : A la recherche du temps perdu, dont le dernier volume vient de paraître, six ans après la mort de l'auteur Cette œuvre énorme, comprenant huit volumes d'un texte compact, n'est pas faite pour le lecteur pressé. Les éditeurs s'en sont rendu compte; ils viennent de publier en un volume les Morceaux choisis de Marcel Proust. Il faut leur en savoir gré : ces Morceaux renferment les plus belles pages de Proust, les points de repère et les lignes essentielles suffisants pour nous orienter dans cette forêt vaste et touffue qu'est l'œuvre de Proust.

A la recherche du temps perdu est avant tout « l'histoire d'une conscience, des progrès d'un individu qui, d'abord plongé dans la vie, et dans la vie souvent la plus superficielle, découvre sa vocation et du même coup ce qui lui paraît être la véritable signification de la vie ». (Avant-propos des Morceaux choisis, p. 9)

Deux champs d'observation que Proust, ou son héros, traverse lentement et nous décrit plus longuement encore, vont l'amener à cette découverte, à cette terre promise de ce qu'il appelle le temps retrouvé. L'amour d'abord. Nous assistons à nombre d'idylles, puis la brouille survient et les amants se séparent. Idylles malheureuses et dont, avec l'âge et la réflexion, il va tirer des conclusions pessimistes. Puisque la personne aimée est vite oubliée et remplacée par une autre, elle est donc interchangeable. « A quoi bon dès lors attacher une valeur quelconque à l'amour, puisque les êtres aimés ne sont que les fantômes évanouissants de notre sensibilité ? (O. cit. p. 8)

La fréquentation de la vie sociale et mondaine l'amène à des conclusions non moins décevantes. La banalité de la vie n'a pas plus de réalité objective que l'amour. Considérez la société mondaine. Des hommes, des femmes devant lesquels se fermaient les portes de l'aristocratie, il y a peu d'années, tiennent aujourd'hui le haut du pavé Ils sont l'aristocratie. Le narrateur constate avec amertume qu'il a perdu son temps, le temps qu'il lui était donné de vivre Le découragement, peut-être le désespoir, va s'emparer de lui, lorsqu'une circonstance fortuite lui rappelle une sensation, une image d'un fait passé restée ensevelie dans sa mémoire ; il se met à la considérer, à la retourner en tous sens, à la scruter, à l'approfondir ; et voilà que cette sensation qui, lorsqu'il l'éprouvait, n'avait pu le fixer, sous la forme de souvenir fugitif,

lui donne une impression d'extase. L'expérience est étendue à d'autres sensations, à d'autres faits ; la conclusion est probante : sous son voile illusoire, la banalité de la vie nous dérobe un fouillis d'immanences profondément captivantes. C'est à les découvrir que Proust ou son héros qui a désormais trouvé sa vocation, va s'appliquer avec toutes ses facultés. Ne s'agit-il pas de retrouver le temps perdu?

Et c'est admirable cette recherche acharnée à laquelle il va désormois se vouer ; il veut y consacrer non seulement ses facultés, mais tous les arts, toutes les habiletés que le temps a accumulées en lui-même et dans les autres. Nous assistons à un a s c e n d e s u p e r i u s émouvant et tragique, parce que, privé des lumières de la foi, l'auteur ne pouvait atteindre la cime suprême : « Que celui qui pourrait écrire un tel livre serait heureux, pensais-je ; quel labeur devant lui. Pour en donner une idée, c'est aux arts les plus élevés et les plus différents qu'il faudrait emprunter des comparaisons ; car cet écrivain, qui d'ailleurs pour chaque caractère aurait à en faire apparaître les faces les plus opposées, pour faire son volume comme celui d'un solide, devrait préparer son livre, minutieusement, avec de perpétuels regroupements de forces, comme pour une offensive, le supporter comme une fatigue, l'accepter comme une règle, le construire comme un obstacle, le conquérir comme une amitié, le suralimenter comme un enfant, le créer comme un monde, sans laisser de côté ces mystères qui n'ont probablement leur explication que dans d'autres mondes et dont le pressentiment est ce qui nous émeut le plus dans la vie et dans l'art. »

Comme on le voit, cette œuvre est devenue pour lui un moyen de réalisation spirituelle, et les dernieres lignes citées indiquent son point d'arrivée. Il a parcouru toutes les étapes de la vie, il est arrivé sur le Nébo, d'où il a eu la sensation et le pressentiment de la terre promise qui ne s'ouvre que devant ceux qui croient. Il n'alla pas plus loin. Cette soif de l'éternité qui a conduit un Augustin à la vraie conquête du temps perdu a tourmenté Proust, mais quoiqu'il en dise à la fin des VIII tomes de son extraordinaire R e c h e r c h e, elle est restée inassouvie.

En guise de jugement sur l'œuvre de Proust, le lecteur lira avec intérêt les lignes suivantes que m'adressait dernièrement un ami après la lecture des M o r c e a u x c h o i s i s. « J'ai fini par lire le volume des M o r c e a u x c h o i s i s plus rapidement que je n'aurais cru pouvoir le faire. Marcel Proust ne m'était pas absolument inconnu et même ce que j'en savais m'avait toujours fait reculer devant la lecture de ses œuvres. J'ai pour principe d'achever toujours la lecture une fois commençée d'un ouvrage, quelque fatigante qu'elle puisse me paraître dans la suite ; et alors, comment n'aurais-je pas redouté celle de l'ouvrage vraiment volumineux qu'est A l a R e c h e r c h e d u T e m p s p e r d u après ce que j'avais lu ou entendu dire de son « étrange » style !

Heureusement pour moi que vous m'avez mis comme dans la nécessité de faire enfin une plus ample connaissance avec son auteur en me faisant tenir les M o r c e a u x c h o i s i s. Certes, tout n'y est pas également vrai, et en plus d'un endroit, la fantaisie, sans doute, a dû empiéter sur l'analyse strictement objective. Telles phrases n'auraient rien perdu à être plus claires, moins longues, moins compliquées par de trop nombreuses incidentes, etc.

Mais ces réserves faites et d'autres qu'on pourrait faire encore, quel fascinateur Proust ne reste-t-il pas ? Et comme on le suit sans songer un instant à se reprendre une fois qu'on a accepté de l'accompagner à travers le monde des sentiments et des impressions où il se plaît! Si ce n'est qu'on le retiendrait volontiers, comme Dante Virgile pour lui demander, ici ou là, une explication, un éclaircissement. Je doute qu'on puisse le lire avec profit et le comprendre vraiment sans une certaine disposition d'esprit et comme une initiation préalable. C'est dire que je n'oserais me vanter de l'avoir toujours bien saisi. On trouverait difficilement un disséqueur d'âmes plus implacable et plus subtil. Ça en devient presque maladif. S'il y aurait danger à l'imiter autrement qu'en écrivain et en homme d'art, n'empêche qu'en le lisant on apprend quelque chose, quand ce ne serait qu'à s'interroger et analyser. Il nous force à réfléchir sinon pour l'approuver, du moins pour justifier notre protestation contre telle ou telle observation.

Il fait une fois ou l'autre allusion à Stendhal ; mais quand il n'en ferait rien, on ne laisserait pas de lui reconnaître une filiation avec l'auteur de la C h a r t r e u s e, tant, chez lui aussi, la théorie de la cristallisation semble jouer un grand rôle. Le mot lui-même n'y est peut-être pas ; mais l'idée à chaque instant y paraît.

Ainsi, merci encore pour toute la jouissance, un peu abstraite, mais très réelle et, franchement rare, que j'ai éprouvée à le lire. »

On admirera avec moi ces lignes qui trahissent un jugement sûr, une connaissance profonde de la littérature contemporaire et un goût parfait. Je n'y ajouterai qu'une conclusion pratique, qui se dégage, du reste, de cette citation, c'est que Proust, par la nature de son art, par cette « intellectualité froide » (Nietzsche) dont il traite certains sujets, la pudeur, par exemple, ne peut profiter qu'à des lecteurs avertis et déjà mûrs.

Zunftstube

Vom Wörterlernen.

Wie für die Kenntnis der neueren Sprachen, ist auch für die der alten Sprachen ein bedeutender Vorrat von Vokabeln unbedingt notwendig, und je größer dieser Schatz des Gedächtnisses ist, desto freudiger wird das Uebersetzen. Aber Wörterlernen bedeutet für viele doch eine harte Arbeit, besonders wenn mehrere fremde Sprachen gleichzeitig erlernt werden müssen. Da muß der Lehrer dem Schüler hilfreich an die Hand gehen und besonders jenen, die über ein schlechtes Gedächtnis klagen, eine entsprechende Methode zeigen. Freilich, der Methoden sind gar viele, und auch die moderne Psychologie hat noch wenig gesicherte Resultate dem Lehrer aufgezeigt; zwischen zwei Extremen geht ihr Weg: 1. Wörter lernt man der Reihe nach aus einem alphabetischen Vokabular; 2. Wörter werden nur im Satzzusammenhang und in konkreter Bedeutung gelernt. Wie kann der Lehrer, besonders der alten Sprachen, den Schülern das Wörterlernen erleichtern?

1. Die Lehn- und Fremdwörter unserer Sprache werden immer herbeigezogen; auch kann auf ähnlich lautende Wörter oder „Brücken" der Mnemotechnik hingewiesen werden; man läßt die Schüler solche „Brücken" finden.

2. Die Wörter werden an die Tafel geschrieben; auch die Schüler schreiben sich „schwerere" Wörter auf und lernen sie vom Blatt. Andere, die allein studieren, mögen die Vokabeln l a u t lernen.

3. Getreue Kontrolle über die gelernten Wörter in der Klasse, auch das mit Abwechslung: schon früher gelernte Wörter werden auch herbeigezogen, und man bringt kleine Wortverbindungen; man frägt z. B. bloß: Welche Wörter hast du heute gelernt? Man läßt die Schüler unter sich die aufgegebenen Wörter abfragen. Vor allem häufiges Wiederholen (nicht Aufgeben!) der gelernten Wörter im Unterrichte selbst.

4. Bei fortgeschrittenen Schülern führt man unbekannte Wörter möglichst auf bekannte zurück, oder man weist auf den Wortstamm hin. Bei der Lektüre lehre man, wenn möglich, den Schüler aus dem Zusammenhang das Wort erraten Hier vor allem lerne ich die Wörter aus dem Satzzusammenhang.

5. Es dürfte sich lohnen, zur Unterstützung des Gedächtnisses durch den Satzzusammenhang erst nach Uebersetzung eines Stückes in der Schule die entsprechenden Wörter zum Auswendiglernen aufzugeben; ich denke da besonders an Kägi.

6. Man wird nicht verfehlen, Schüler, die die Wörter schwer erlernen, gelegentlich aufmerksam zu machen, daß ihre Mühe sich schon in der Schule reichlich lohne und daß die Uebung des Gedächtnisses auch im Leben ihnen von großem Nutzen sei. H. B.

Die Erlernung der unregelmäßigen griechischen Verben.

Der verdankenswerte Beitrag unseres Mitarbeiters bringt mir die Methode in Erinnerung, die ein befreundeter Lehrer zur Einübung der griechischen unregelmäßigen Verben anwendet. Er beginnt den Griechischunterricht der 4. Klasse mit der ziemlich allgemein üblichen Repetition des Drittklaßstoffes. Daneben läßt er schon von der ersten Stunde an die Paradigmen der unregelmäßigen Verben von der ganzen Klasse laut vorlesen, in der ersten Stunde eines, mehreremal hintereinander, in der zweiten Stunde das zweite in gleicher Weise, wobei auch das erste wieder repetiert wird, in der dritten Stunde das dritte mit Wiederholung der beiden früheren und so weiter. Auf dieses laute, langsame Lesen verwendet er 10 bis 15 Minuten pro Unterrichtsstunde. Wenn dann die Repetition des Drittklaßstoffes zu Ende ist und man ans eigentliche Studium der unregelmäßigen Verben gehen kann, sitzen diese bei fast allen Schülern schon so gut, daß man sie mehr oder weniger nur noch zu repetieren hat. Mit dieser verblüffend einfachen und mühelosen Methode hat der betreffende Kollege, wie der Schreiber dieser Zeilen sich persönlich überzeugen konnte, vorzügliche und bleibende Erfolge erzielt. R. L.

Ein mißachtetes Schulgerät ist für viele Sprachenlehrer der Mittelschule die W a n d t a f e l. Der Lehrer vergißt zu oft, daß er unter seinen Schülern nicht bloß einen akustischen Typus, sondern auch einen optischen Typus hat. Viele fassen das geschriebene und gelesene Wort viel leichter als das gehörte. Vor allem sind bedeutende, aber den Schülern unbekannte Eigennamen, die zur Erklärung eines Textes erwähnt werden, an die Tafel zu schreiben, ebenso wichtige Daten, die im Gedächtnis bleiben sollen. Wird eine Grammatikstunde nicht viel fruchtbarer, wenn die Ergebnisse, in Hauptregeln, kurzen Sätzen oder bloßen Schlagwörtern wohlgeordnet auch vor den Augen der Schüler an der Tafel stehen? Im Griechischunterricht wird nebst einer deutlichen Aussprache wohl der häufige Gebrauch der Wandtafeln auch von Seite des Schülers ein bestes Mittel für sichere Orthographie sein. Wirkt es nicht anregend, ein Paradigma der griechischen Grammatik, statt es aus dem Buche vorzutragen, an der Tafel aus bekannten Regeln und den Lautgesetzen abzuleiten? Und wenn die Schüler dazu herbeigezogen werden, erleben sie die Freude eigenen Gestaltens und Findens. H. B.

Bücherecke

Wunder im Weltall, III. Folge. — Ein Buch über Kultur und Technik. Herausgegeben von Paul Siebertz. 396 Seiten mit 474 Abbildungen im Text. Geb. Ganzleinen Mark 12.—. Verlag Kösel & Pustet, München.

Es war sicherlich eine anerkennenswerte Tat, als der Verlag Kösel & Pustet sich entschloß, bei der Unmasse von technischen Schriften auch einmal populär-wissenschaftliche Abhandlungen dieser Art vom katholischen Standpunkt aus auf den Büchermarkt zu bringen. Mit welcher Freude dieser Entschluß aufgenommen wurde, beweisen die günstigen Urteile über die zwei früher erschienenen Bände.

Der dritte Band bietet in 58 Aufsätzen einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die hauptsächlichsten Gebiete der Technik, z. B. „Vom Knüppelsteg zur Riesenbrücke", „Vom Trägerverkehr zum Kraftwagen", „Vom Einbaum zum Ozeanriesen", „Vom Wasser zum elektrischen Strom" usw. Sehr ausführlich sind dabei auch die technischen Errungenschaften und Leistungen der Antike behandelt. („Technische Leistungen des Altertums", „Meisterwerke antiker Technik", „Das griechische Feuer" usw.). Gerade dieser Umstand macht das Werk zu einer willkommenen Gabe für die studierende Jugend unserer Gymnasien und bietet ihr mit dem reichhaltigen Bildmaterial eine willkommene Ergänzung zur klassischen Lektüre. G. F.

Kuhn, Dr. Pater Albert, **Grundriß der Kunstgeschichte.** Mit 726 Abbildungen im Text. Dritte, erweiterte Auflage. Benziger & Co. 1928. Mk. 10.—.

Wer Pater Alberts abgeklärtes, von reicher Erfahrung diktiertes Urteil in Kunstfragen kennt, versteht, daß die früheren Auflagen dieses Buches einer Verbesserung nicht bedurften Dagegen wird es jedermann dankbar begrüßen, daß das Werk textlich um einen starken Abschnitt bereichert worden ist und eine illustrative Vermehrung von über 30 Abbildungen erfahren hat. In diesem erweiterten Teil nimmt der Verfasser feinsinnig, klar, leidenschaftslos wie immer Stellung zu den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der bildenden Künste. Es tut einem ordentlich wohl, nach der oft recht unfein geführten Diskussion über moderne Kunstbestrebungen wieder einmal den vornehmen, überlegenen Ausführungen eines Meisters zu folgen, und man freut sich des Bewußtseins, auch diesmal der Führung des greisen Nestors der Kunstgeschichte vertrauensvoll sich überlassen zu dürfen. Die Ausstattung des Buches nach Papier, Druck, Einband ist vorzüglich Geradezu unerreicht ist die künstlerische Ausführung der zahlreichen Illustrationen. Die Verlagsanstalt hat damit ihrer Leistungsfähigkeit und idealen Großzügigkeit ein neues, dauerndes Denkmal gesetzt. Es gibt sicher kein Werk dieser Gattung, das mit mäßigem Umfang eine solche Reichhaltigkeit und technische Vollendung, mit gebührender Berücksichtigung von Geschichte und Kunstverfahren eine so gediegene ästhetische Würdigung verbindet. Möge es daher in der Hand von Lehrer und Schüler viel Freude und Nutzen stiften!
R. L.

Lemcke, Deutsches Dichten. Ein literaturgeschichtliches Lesebuch. Mit 3 Doppeltafeln. Mk. 4.40. Teubner 1927.

Das vorliegende Lesebuch erzählt ausschnittweise vom Werdegang eines Künstlers oder eines Kunstwerkes, um dem Schüler bildhaft möglichst nahe zu bringen, was ihm als kalter Wissensstoff früher oft nur eine Gedächtnisbelastung bedeutete. Die zirka 40 Aufsätze sind gedrängt, fesselnd, reichhaltig. Für Verwendung in unsern Schulen wird das Buch aber kaum in Betracht kommen, weil zirka zwei Drittel desselben durch Proben und einen Abriß der Literaturgeschichte ausgefüllt sind. So ist für unsere Bedürfnisse jeder der drei Abschnitte zu knapp ausgefallen. Dem Lehrer dürfen wir das Werk unbedenklich empfehlen; er kann damit manche Literaturstunde interessanter gestalten, auch für allfällige literarische Aufsätze den Schülern ein Exempel vorlesen.
R. L.

Uhle, Dr. Heinrich, **Griechisches Vokabular in etymologischer Ordnung.** 5. Auflage. Gotha 1928. Leopold Klotz. XIV und 112 S. Geb. Mark 2.—.

Der Verfasser geht aus von der Ueberzeugung, daß die Einprägung der Stammwörter in Verbindung mit dem Verständnis der Wortbildung die wirksamste Hilfe zur Erwerbung eines genügenden Wortschatzes bildet. Der Griechischlehrer an obern Klassen (wo die systematische gedächtnismäßige Aneignung von Vokabeln nicht mehr wie früher betrieben werden kann) wird ihm darin hundertmal Recht geben. Man möchte das klar angeordnete, reichhaltige, übersichtlich gedruckte Büchlein in der Hand jedes Schülers wissen.
R. L.

Hagelüken, Dr. H., **Tabellarische Uebersicht** der griechischen Moduslehre. Paderborn 1902. Ferd. Schöningh. Mk. —60.

Auf zwei handlichen Tabellen ist hier das ganze Gebiet der griechischen Moduslehre ihrem wesentlichen Inhalt nach in knappster, übersichtlichster und daher leicht faßlicher Form dargestellt. Um das Aufziehen zu ermöglichen, sind die Tabellen einseitig gedruckt. Auf die Beigabe von Mustersätzen wurde verzichtet; doch ist zum Eintragen von solchen aus der im Gebrauch des Schülers befindlichen Grammatik Raum gelassen. So wird die Uebersicht ein brauchbares Hilfsmittel zu jeder Schulgrammatik.
R. L.

„Es war den Griechen unmöglich, von ihrer Sprache wirklich etwas zu wissen, weil sie keine fremde lernten. Dies hat Goethe in einem allgemeinen Satz ausgesprochen, der noch dahin erweitert werden muß, daß erst die grammatische Kenntnis, nicht das Plappern, und nur die Kenntnis einer anders denkenden Sprache das Verständnis der eigenen verleiht. Die modernen europäischen Sprachen denken so ähnlich, daß sie das nicht leisten können." (Ulr. von Wilamowitz-Moellendorff. Platon I. 290.)

15. Jahrgang Nr. 2 28. März 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Sunnja und Frithila — Original und Uebersetzung — La Grammaire de l'Académie — Zur Aischylos-Lektüre — Zunftstube — Bücherecke.

Sunnja und Frithila

Prof. Dr. F. A. Herzog, Luzern.

Der hl. Hieronymus ist von allen Kirchenvätern der begeistertste Anhänger der griechisch-römischen Bildung, und es ist darum nicht zu verwundern, wenn zur Zeit des aufblühenden Humanismus die Fraterherren ihn als ihren Patron erwählten. Hätte er das nicht sonst schon auf Grund von hundert andern Rechtstiteln verdient, so könnte man ihm diesen Ehrennamen auf Grund seines Briefes an die beiden Goten Sunnja und Frithila geben (Nr. 106 der Wiener Ausgabe). Mit diesem Briefe ist er der erste abendländische Lehrer der Germanen, der Goten, geworden. Denn dieser Stamm, nicht die Franken, ist die erstgeborne Tochter der Kirche aus den Germanen. Die beiden Goten Sunnja und Frithila hatten dem hl. Hieronymus verschiedene Schwierigkeiten betreffs der Psalmenübersetzung vorgelegt und ihn um Auskunft gebeten. Die Arbeiten des hl. Hieronymus hatten die Gelehrten mächtig aufgeregt; denn die „veritas hebraica", deren Anwalt der Heilige war, zwang an gar vielen Stellen, die gewohnte Auffassung des Bibeltextes aufzugeben, und der Urheber dieser Erneuerung der bibl. Studien hatte viel Arbeit, all die Anfragen aus allen Gegenden brieflich zu erledigen.

Er sagt darum in diesem Briefe: „Quaeritis a me rem magni operis et majoris invidiae, in qua scribentis non ingenium sed eruditio comprobetur", und es sei einfältig, Abschreibfehler verteidigen zu wollen. (Zu Psalm 21).

Sie, Sunnja und Frithila seien nicht die einzigen, auch Avitus z. B. (sanctus filius meus Avitus) habe schon öfters in Sachen gefragt.

Auch sonst wissen wir, welche Bewegung die neuen Uebersetzungen des hl. Hieronymus hervorgerufen haben und wie lange der Streit zwischen der herkömmlichen und der neuen Vulgata dauerte.

Aus welcher Zeit stammt der Brief?

Die letzte Psalmenübersetzung des hl. Hieronymus stammt aus den Jahren 390—395. Also schrieben die beiden Goten etliche Jahre nachher. Als Ueberbringer des Briefes wird ein gewisser Firmus genannt; von diesem wissen wir, daß er um 405 herum auch einen Brief an den hl. Augustin nach Afrika besorgte. So mag der Brief etwa aus den Jahren 404 oder 405 stammen.

Nun verlangt ein anderer Punkt Beleuchtung. Wer waren diese gotischen Nacheiferer des hl. Hieronymus? Waren sie die Fortsetzer am Werke des Apostels ihres Volkes, des Wulfila, der als erster die hl. Schrift in ihre Sprache übersetzt, oder, vielleicht besser gesagt, zu übersetzen begonnen hatte? Wollten sie dessen Werk vollenden oder vervollkommnen? Waren sie willens, es nach neuen Grundsätzen zu überarbeiten, vielleicht das eine und andere darin auszumerzen, was arianisch klingen mochte? Das stellt uns vor die wichtige Frage: waren Sunnja und Frithila Arianer, was die Großzahl der gotischen Christen zu Anfang des 5. Jahrhunderts waren? Oder waren sie katholisch, wie es die ersten Bekehrten ihres Volkes waren? Konnte man doch unter ihnen stets Katholiken finden, deren Zahl man allerdings weder übermäßig vergrößern noch verkleinern sollte.

Gerade der Brief des hl. Hieronymus gestattet uns, diese Frage zu beantworten! Sein freundschaftlicher Ton, besonders schon die Anrede: „Den innigstgeliebten Brüdern Sunnja und Frithila und den übrigen, die mit euch dem Herrn dienen", bestätigen zum Ueberfluß, daß die beiden Goten ka-

tholisch und nicht arianisch waren. Könnte man sich vorstellen, ein hl. Hieronymus, ein Mann von solchem Charakter, hätte derart mit Irrgläubigen gesprochen? Seine strenge Rechtgläubigkeit hätte ihnen gegenüber nie so wohlwollende Worte gefunden, um so weniger, da er, ein solcher Verehrer der römischen Kultur, ein Bürger von Stridon, das die Germanen zerstört hatten, keineswegs eine Vorliebe für die Goten haben konnte. Wie hätte er sonst so begeisterte Worte finden können, wie sie zu Anfang des Briefes weiterhin aufleuchten:

„Fürwahr in euch ist das apostolische und prophetische Wort in Erfüllung gegangen: In alle Länder dringt ihr Klang, ihr Wort bis an der Erde Grenzen (Ps. 18,5 und Röm. 10,18.) Wer möchte glauben, daß die barbarische Gotensprache nach der hebräischen Wahrheit fragte? Und daß, während die Griechen schlafen oder sich streiten, Germanien die Aussprüche des hl. Geistes erforschte? Wahrhaftig nun erkenn' ich, daß bei Gott kein Ansehen der Person ist; im Gegenteil, ihm ist angenehm, wer Gott fürchtet u. gerecht handelt, mag er aus welchem Volke immer stammen (Ap. 10, 34 und 35). Fürwahr, die Hand, schwielig vom Fassen des Schwertgriffes, und die Finger, geeigneter, die Pfeile zu beherrschen, werden fein und weich für Stilus und Feder, und die kriegsmütigen Herzen wenden sich zu christlicher Sanftmut. Nun sehen wir die Weissagung Isaias in der Tat erfüllt:

Zur Pflugschar wird das Schwert gemacht,
zum Winzermesser wird der Speer,
und nimmer zieht ein Volk zur Schlacht
die Kriegskunst übt man nimmermehr Is. 2, 4.

Oder wiederum:

und bei dem Lamme wird die Wölfin gasten,
und bei dem Böcklein wird der Pardel rasten,
und Kalb und Leu sieht man zusammen weiden,
ein kleiner Knabe hirtet alle beiden!
und Kuh und Bärin gehen miteinander,
und ihre Jungen lagern sich selbander.
Und Stroh verzehrt der Löwe wie das Rind
und vor der Otternhöhle spielt ein Kind.
Is. 11, 6—8.

Und das nicht, weil etwa das Sanftmütige auch wild geworden wäre, sondern weil die Wildheit Sanftmut lernt."

Die Rechtgläubigkeit des Sunnja und des Frithila kann aber noch durch eine andere Beobachtung bewiesen werden.

Es hat sich gezeigt, daß Hieronymus gleichzeitig noch einem gewissen Avitus antwortet, der in derselben Sache angefragt hatte. Das setzt voraus, daß alle drei in derselben Gegend wohnen mußten. Nun findet man einen Avitus in einem Briefe des hl. Hieronymus an eine Christin aus dem Hochadel, Salvina (Brief 70), Witwe des Nebridius, der der Sohn eines Präfekten des Praetoriums des Ostens war, eine Verschwägerte des Kaisers Theodosius, die in naher Verbindung mit dem hl. Johannes Chrysostomus stand. Daraus darf man wohl schließen, daß Avitus in die Gegend um Konstantinopel gehört.

Man weiß auch sonst, daß es zur Zeit des hl. Chrysostomus in Konstantinopel eine Niederlassung von katholischen Goten gab, für die sich der hl. Bischof stark interessierte. (Homilie 8; Theodoret, Kirchengeschichte V 31.)

So mag denn als Wohnsitz der beiden Goten Konstantinopel oder dessen unmittelbare Umgebung in Betracht kommen.

Natürlich ist es gegeben, anzunehmen, daß die beiden Goten Kleriker waren. Sie gehörten selbstverständlich zum einheimisch-gotischen Klerus, dessen sich Johannes Chrysostomus besonders annahm, da dieser ihm bei der Bekehrung der übrigen Goten seines Bistums behilflich war.

Die Wahrscheinlichkeit ist besonders groß für Frithila. Man findet nämlich auf dem Konzil von Ephesus 431 einen Bischof von Heraklea namens Frithila. So wäre also unser Frithila sogar Bischof geworden; denn daß dieser Bischof von Heraklea ein Gote war, sagt allein schon der Name. Von Heraklea waren, weil es der Sitz des thrakischen Exarchates war, die im Ostreich wohnenden Goten abhängig. Heraklea war auch ein Mittelpunkt des Arianismus, dem seit Wulfila die Großzahl der Goten verfallen waren. Es soll auch darauf hingewiesen werden, daß vom Bischof Theodor von Heraklea, wie Hieronymus berichtet, biblische Kommentare stammen, deren einen ein Gote — vielleicht Wulfila selber — unter dem Namen Skirin gotisch bearbeitete. Es ist also durchaus nicht verwunderlich, wenn später an die Spitze dieses Bistums einmal ein Bischof gotischer Herkunft gelangte. Warum soll darum unser Frithila, der uns zuerst in der Gegend von Konstantinopel begegnet, nicht mit diesem Bischof von Heraklea identisch sein? Wenn sich Frithila schon um 405 in der theologischen Wissenschaft hervortat, konnte er doch fünfundzwanzig Jahre später reif genug sein, das bischöfliche Amt zu bekleiden!

Allerdings berichtet seine Erwähnung auf dem Epheserkonzil nichts Gutes von ihm: er wird als Anhänger des Nestorius abgesetzt.

Waren die Einflüsse einer lange arianisch gewesenen Umwelt so stark? Hatte der Arianismus den Boden für die nestorianische Irrlehre vorbereitet und empfänglich gemacht? Machte es die langjährige Verbindung mit Konstantinopel, daß

man auch in Sachen des Nestorius sich nach der Metropole richtete? War nicht Nestorius der Nachfolger und Schulverwandte des hl. Chrysostomus?

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß die Nichtanerkennung der Epheser Konzilsbeschlüsse durchaus nicht ein Einiggehen mit Nestorius bedeuten. Es gab noch genug andere, wie den großen Theodoret von Cyrus, die gegen das gewalttätige Vorgehen auf dem Konzil ihre Stimme erhoben und nicht zugeben wollten, daß die offenkundigen Häretiker aus der Schule des Apollinaris für sich Kapital schlagen konnten.

Daß dem so ist, ersieht man daraus, daß Frithilas Name nicht unter jenen gefunden wird, die wegen solidarischer Verbindung mit dem abgesetzten Patriarchen Nestorius in die Verbannung geschickt oder sonstwie nach dem Konzil bestraft wurden. Es müßte dann schon sein, Frithila wäre unmittelbar nach seiner Absetzung gestorben. So aber liegt es näher, anzunehmen, er habe sich eben, nach richtiger Aufklärung über den Tatsachenbestand, dem Konzil, wie andere auch, unterworfen. So spricht alles dafür, daß Frithila und wohl auch Sunnja als rechtgläubige Goten gestorben sind.

Nun nochmals zurück zum Brief:

War es bloß rein persönliches Interesse, das die beiden Goten zur Anfrage bei Hieronymus veranlaßte, oder hatten sie etwa ein eigenes Uebersetzungswerk vor? Man möchte letzteres befürworten. Man bringt den Brief des Sunnja und Frithila mit dem Vorwort einer zwei- oder gar dreisprachigen (gotisch-griechisch-lateinischen) Bibelausgabe zusammen, bekannt als Codex Brixianus. Dieser Codex Brixianus ist nur ein lateinisches Fragment, aber das Vorwort bezeugt, daß dieser Text ein Teil einer zwei- oder dreisprachigen Bibel war und gotischen Händen entsprang. Der Verfasser spricht sich im Vorwort für die möglichst wortgetreue Uebersetzungsart aus, geradeso wie es die Verfasser des Briefes an den hl. Hieronymus tun.

Dieses innere Merkmal möchte also die Ansicht stützen, daß wirklich Sunnja und Frithila die Verfasser dieser Bibel waren. Oder — wie aus dem über Frithila Gesagten hervorgeht — war es bloß Sunnja, indem dieser mit den Goten nach Westen zog, während Frithila im Osten blieb?

Da ferner der Text des Codex argenteus nach einer lateinischen Uebersetzung bearbe tet worden zu sein scheint, liegt es nahe, auch da wieder entweder an Sunnja oder Frithila oder an beide zu denken. Die fast alle Psalmen in Betracht ziehende Anfrage der beiden Goten zeigt uns diese als genaue Schriftkenner und Forscher und erweckt den Wunsch, ihnen möglichste Bedeutung zuzuschreiben, so gut wie wir wünschen, des hl. Hieronymus eingehende Antwort möchte reichsten Segen gebracht haben.

Als Literatur zur Frage nenne ich:

W. Streitberg, die got. Bibel. 1919.

F. Kauffmann, Z. f. deutsche Philologie 43 (1911).

H. Lietzmann, Z. f. deutsches Altertum 56 (1919).

J. Zeiller, Les origines chrétiennes dans les provinces danubiennes de l'Empire Romain (Paris 1918) III. 1. L'œuvre littéraire d'Ulfila.

J. Dräseke, Der Goten Sunnja u. Frithila Praefatio zum Codex Brixianus. Z. f. wissenschaftl. Theologie 40 (1908).

F. Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik Z f. deutsche Philologie 32 (1900).

A. Jüllicher, die griech. Vorlage z. got. Bibel. Z. f. deutsches Altertum 51 (1901).

J. Zeiller, St. Jérôme et les Goths. Miscellanea Geronimiana. Roma (Vaticana) 1920, 123 ff.

Original und Uebersetzung

Von P. Heinrich Vogler, O. S. B., Engelberg.

Von Gegnern der klassischen Bildung wird öfters gesagt, das Altertum könnte dem einzelnen ohne Erlernung von Latein und Griechisch durch Uebersetzungen der Klassiker zugänglich gemacht werden. Auch Schüler selber werden gelegentlich eine solche Bemerkung machen. Ohne mich auf eine spekulative Erforschung der Frage einzulassen, möchte ich aus ein paar Beispielen des täglichen Schullebens zeigen, wie leicht es ist, verständigen Schülern nachzuweisen, daß die beste Uebersetzung hinter dem Original zurückbleibt und daß einzig das Original den vollen sprachlichen und dichterischen Wert hat.

Als erstes Beispiel diene Caesar, bellum Gallicum I, 27[4] (Caesar ... ab Helvetiis obsides, arma, servos ... poposcit) Dum ea conquiruntur et conferuntur, nocte intermissa circiter hominum milia VI eius pagi, qui Herbigenus appellatur, sive timore perterriti, ne armis traditis supplicio afficerentur, sive spe

salutis inducti, quod in tanta multitudine dediticiorum suam fugam aut occultari aut omnino ignorari posse existimarent, prima nocte e castris Helvetiorum egressi ad Rhenum finesque Germanorum contenderunt. Das Muster einer Caesar-Periode: Zeitumstände voraus — Subjekt — Causalumstände — vorbereitende Handlung, durch prima nocte das frühere wieder aufnehmend — Haupthandlung. Die seelischen Motive — Causalumstände — stehen in der Mitte des Satzes und werden uns durch die unnachahmliche und doch einfache Gegenüberstellung (sive timore perterriti, ne ... sive spe salutis inducti, quod . . .) fast bildhaft vor die Seele geführt.

Wie wird sich jetzt die Uebersetzung gestalten? Soll ich den Satz beieinander lassen? Aber er wird nicht fließend, kaum gut deutsch werden. Und in einem Satz die zwei Zeitbestimmungen nocte intermissa — prima nocte? — Ich teile den Satz und übersetze etwa: (Caesar verlangte die Ablieferung von Geiseln, Waffen und Sklaven ...) Während man diese suchte und zusammenbrachte, eilten nach Einbruch der Nacht ungefähr 6000 Menschen des sogenannten Verbigenerstammes an den Rhein und in das Gebiet der Germanen. Sei es aus Furcht, sie möchten nach Ablieferung der Waffen niedergemacht werden, sei es in der zuversichtlichen Hoffnung und im Glauben, es könnte bei einer so großen Menge der sich Ergebenden ihre Flucht verheimlicht oder gänzlich unbeachtet bleiben, hatten sie (nämlich) gleich bei Beginn der Nacht das Lager der Helvetier verlassen.

Jeder, der den Caesar-Satz versteht und irgendwie dessen harmonische Struktur fühlt, wird sagen: Diese Uebersetzung zerreißt den lateinischen Satz, mißhandelt ihn. Er wird eine bessere suchen. Er mag es. Aber immer wird er finden: Ein fließendes Deutsch kommt nicht an die Gebundenheit und Geschlossenheit einer Caesarperiode heran. Also die Uebersetzung deckt sich nicht mit dem Original; nur das Original erschließt mir den Geist und den Sinn des Schriftstellers.

Noch deutlicher tritt uns das bei der Kunstsprache eines Cicero entgegen. Ich erinnere bloß an die feine Periode, womit er die drei Bücher de officiis einleitet. Die Reden Ciceros bieten Beispiele in Menge. Viele rednerische Perioden von ungemeiner Kraft müssen wir im Deutschen auflösen. Tun wir es unbedingt, aber tun wir es, indem wir die Schüler den Wunderbau einer Ciceroperiode im Original fühlen lassen und im Deutschen irgendwie einen Ersatz herstellen! Daß man die Mosaiksprache eines Tacitus mehr nur umschreibend als übersetzend wiedergeben kann, wird jeder Leser wissen.

Gehen wir nun zu den Dichtern! Gerade in der Dichtkunst zeigt sich das Eigengepräge einer Sprache und eines Volkes. Hier wird es noch leichter sein, immer darauf hinzuweisen, daß gerade das Höchste der Poesie, der Ausdruck dichterischen Erlebens, eben nur in der Sprache des Dichters wiedergegeben werden kann. Selbst wo ein Meister der Form, wie Wilamowitz, uns die griechischen Tragödien übersetzt, ist er doch gezwungen, Erläuterungen und Erweiterungen in den Text hineinzufügen, um den griechischen Dichter unserem Empfinden näher zu bringen. Norden übersetzt Vergils 6. Buch der Aeneis in Polymetrie, indem er diese „an die Stelle der unnachbildbaren Vielgestaltigkeit des vergilischen Hexameters zu setzen wagt, weil Schillers Vorbild unnachahmbar erscheint." (Vorrede.)

Ich übergehe jene Stücke, die in fremder Sprache fast ganz unverständlich sind, wie Partien aus Molières Komödien Bourgeois gentilhomme und Les femmes savantes, oder den köstlichen Spott Catulls, des Vorbildes Molières, über einen Römer vom Lande, Arrhius, der die Literatur der Stadt durch seine Aspiration nachahmen will:

Chommoda dicebat, siquando commoda vellet
Dicere, et insidias Arrhius hinsidias.
(Catull 84.)

Noch zwei Schulbeispiele! Das goldene Zeitalter aus Ovids Metamorphosen I. 89 ff. Der Abschnitt hat lyrische Färbung: da gilt es vor allem die Stimmung, die Seele des Dichters zu erfassen. Ein Idealzustand wird geschildert, wie ihn ein Römer, ein Zeitgenosse des Augustus, ein Ovid erfaßte. Die Uebersetzung bietet keine Schwierigkeit, und doch führt mich jedes deutsche Wort vom Geiste des Dichters weg. Zuletzt finde ich, es ist vieles so matt, was er so frisch und kräftig sagt, und einen Vollwert für vindice nullo — sine vindice tuti — timebat iudicis ora sui werde ich kaum finden, weil mir die Schärfe der römischen Rechtspraxis fernliegt. Und dann die fremden Bäume, wo ich doch lieber wollte, daß von einheimischen Bäumen Honig und Nektar strömen würde!

Von Horaz sei der Anfang von Ode III, Buch I, erwähnt. Mit kühnem dichterischem Flug versetzt uns Horaz an das Meer, auf dem gerade das Schiff dahinfährt, das seinen Freund Vergil nach Athen bringen soll. Der Abschiedsgruß gilt nun in echt horazischer Eigenheit nicht dem Vergil, sondern seinem Schiff, das direkt angeredet wird. Aber wie im Deutschen diese Anrede wiedergeben? Einige sonst gute Uebersetzungen zö-

gern, übersetzen: Schifflein (als ob Vergil mit einem Ruderboot nach Athen gefahren wäre) oder etwa Fahrzeug, was von technischem Blicke zeugt. Lassen wir das einfache: Schiff, und lernen wir daraus, daß horazische Eigenheit uns in vielem fremd ist: nur in seiner Sprache können wir den Mann verstehen.

Folgerungen aus allem: Uebersetzen ist nicht das Höchste, was wir im altsprachlichen Unterricht anzustreben haben. Uebersetzen ist notwendig zum Verständnis, ist Weg zum Verständnis des Originals, und eine gute, fließende Uebersetzung ist Dienst an der Muttersprache. Aber Höchstes ist Verständnis und Genuß des Originals in seinem eigenen Wert. Mit Liebe und Begeisterung den Schüler dazu zu führen, heißt, ihm die Schätze des Altertums eröffnen. Könnte man nicht wichtige Partien wiederholen, aber o h n e Rückübersetzen? Sie müssen bloß tadellos vorgetragen werden, etwa wie ein deutsches Gedicht oder eine Rede. Oder man hält darüber eine lateinische Konversation oder läßt die Hauptgedanken lateinisch aufschreiben. Und wo noch die schöne, alte Tradition des Auswendiglernens von Versen besteht, da soll sie wieder neu werden in diesem Sinne: Nur ganz Verstandenes wird gelernt, nur Wichtiges, nur Weniges, aber das mit Freude und Begeisterung.

La Grammaire de l'Académie

Par le P. Christophe Favre, professeur, Stans.

L'Académie française travaille à la rédaction d'une grammaire qui sortira de presse dans le courant de l'année 1929. Cette nouvelle, répandue par la presse au mois de décembre dernier, a produit quelque sensation dans les milieux intellectuels. Sensation bien légitime d'ailleurs. On a beau se moquer de l'Académie et du style académique, faire fi de la grammaire et écrire dans une langue délurée et invertébrée, deux faits sont certains : l'autorité indéniable et considérable de l'Académie en matière de langue, et l'intérêt qu'éveillent les questions de grammaire dans le public cultivé.

Malgré toutes les vicissitudes de l'enseignement primaire et de l'enseignement secondaire, malgré tant de méthodes faciles pour enseigner les choses difficiles, la grammaire ne peut être remplacée.

Philaminte pourrait parler plus simplement, mais on ne peut pas affirmer qu'elle ait tort quand elle dit :

La grammaire, qui sait régenter jusqu'aux rois,
Et les fait, la main haute, obéir à ses lois.

(Molière, L e s F e m m e s s a v a n t e s, Acte II, Scène VI.)

Je veux croire que l'Allemand ne pousse pas le culte de la grammaire aussi loin que le Français. Faites le tour d'une bibliothèque consacrée à l'enseignement de l'allemand ; vous y trouverez des L e s e b ü c h e r à foison, des S t i l i s t i k e n en abondance, sans parler des L i t e r a t u r e n et des A n l e i t u n g e n z u A u f s ä t z e n, vous n'y trouverez presque pas de G r a m m a i r e s a l l e m a n d e s Comment s'étonner dès lors que même dans les hautes classes du gymnase les élèves soient en général peu familiarisés avec le mécanisme des conjugaisons et les rouages de la syntaxe ?

On ne peut concevoir un enseignement du français, ni un maniement convenable du français sans une connaissance plus ou moins approfondie de la grammaire. Le Français, même moyen, est choqué par une fausse liaison ou un verbe mal conjugué. Il est vraiment d'Athènes en ce point.

Les questions de grammaire sont toujours actuelles. Comment s'étonner dès lors de l'intérêt que suscite l'annonce de l'apparition d'une grammaire émanant de la première autorité?

L'Académie procède dans ses travaux avec une sage lenteur. Qui en douterait, n'aurait qu'à se rappeler que le projet d'une grammaire fut arrêté dès les premières séances de la docte Compagnie, en mars et en avril 1634 :

« La principale fonction de l'Académie sera de travailler avec tout le soin et toute la diligence possible, à donner des règles certaines à notre langue et à la rendre pure, éloquente et capable de traiter les arts et les sciences.

« Il sera composé un dictionnaire, une grammaire, une rhétorique et une poétique sur les observations de l'Académie. » (Articles 24 et 26 des statuts de l'Académie.)

Durant le XVIIe siècle des grammaires furent rédigées par des Académiciens, mais la Compagnie ne les reconnut pas.

Au commencement du XVIIIe siècle, Fénelon rappelait dans sa L e t t r e à l ' A c a d é m i e le projet de grammaire : « Il serait à désirer qu'on joignît au dictionnaire une grammaire française ; elle soulagerait beaucoup les étrangers, que nos phrases irrégulières embarrassent souvent. L'habitude de parler notre lan-

gue nous empêche de sentir ce qui cause leur embarras. La plupart même des Français auraient quelquefois besoin de consulter cette règle : ils n'ont appris leur langue que par le seul usage, et l'usage a quelques défauts en tous lieux. »

De si bonnes raisons ne parvinrent pas à décider l'Académie à entreprendre sa grammaire. Il semblerait, d'après M. Abel Hermant, qui fait partie de la « Commission de la Grammaire », que les fameuses « tolérances » de Leygues ne seraient pas étrangères à l'entreprise de l'Académie. On sait que tout dernièrement encore M. Herriot fut sollicité par les instituteurs primaires « de confirmer par un nouvel attentat celui de M. Georges Leygues », comme s'exprime M. Hermant ; ailleurs il appelle l'arrêté de M. Leygues un « scandale, auquel il était urgent de parer ».

Que sera cette nouvelle grammaire ? Ce ne sera pas une grammaire historique ; elle ne sera pas à prétentions scientifiques, encombrée de notes; elle ne sera pas très volumineuse ; elle n'admettra que ce qui est raisonnable, — les « chinoiseries » seront exclues —, les pures lois du parler actuel ; le tout sera rédigé dans une langue très simple, très claire, sans prétentions; elle rappellera les anciennes grammaires de Noël et Chapsal, et de Lhomond. « D'avance je me la figure, dit encore M. Hermant, accessible, aimable, assez ressemblante à ces livres tout à fait élémentaires, ingénus, impératifs, où apprirent jadis le français tant d'honnêtes gens qui ne le savaient pas trop mal. »

Zur Aischylos-Lektüre*)

Von Prof. Dr. Karl Schneider, St. Gallen.

Die Tetralogie, deren Anfangsstück die Ἱκέτιδες waren, ist nach Würtheim im Jahre 476, also 4 Jahre vor den „Persern" über die Bretter gegangen (p. 82). Das dürfte annähernd richtig sein. Sicher sind die Schutzflehenden die älteste der uns erhaltenen 7 Tragödien des Aischylos. Im codex Mediceus oder Laurentianus saec. XI, der Haupthandschrift für die Dramen des Aischylos, steht das Stück zwar am Ende, und Wilamowitz hat ihm in seiner Ausgabe diese Stellung gelassen.

Diese Zeilen werden nicht nur von Altphilologen gelesen. Zudem ist Aischylos auch bei diesen nicht immer der Lieblingsdichter. Denn einerseits kommt er für die Lektüre am Gymnasium kaum in Betracht; höchstens, daß etwa im Anschluß an Herodot die im Griechischen Lesebuch von Wilamowitz oder in einer Herodotauswahl abgedruckten Verse aus den Persern gelesen werden. Und dann geht man dem Aischylos auch sonst gerne aus dem Wege. Denn seine hoch zu Roß antrabenden Reden, die Worte, welche er wie verklammerte Blöcke mit Löwengebrüll auf die Bühne schleudert (vgl. Aristophan. Frösche 814 f.), bieten dem Verständnis oft Schwierigkeiten. Weiter sind seine Tragödien mehr Opern oder Kantaten als Dramen und können uns, da die Musik fehlt, niemals den Genuß bieten, den sie den alten Athenern boten. Immerhin enthalten sie soviel hohe und echte Poesie, die einem jeden bei ausdauerndem und tiefem Studium mit der Zeit sich erschließt, daß es sich lohnt, auch an dieser Stelle einmal die Aufmerksamkeit auf den Altmeister der Tragödie hinzulenken. Diesem Zwecke soll die folgende Besprechung von Würtheims Buch vor allem dienen.

*) J. Würtheim, Aischylos Schutzflehende, mit ausführlicher Einleitung, Text, Kommentar, Exkursen und Sachregister. XII und 253 Seiten. Amsterdam 1928. H. J. Paris.

Sonderausgaben der Schutzflehenden gibt es mehrere; die älteren, einschließlich der von J. G. Tucker sind u. a. verzeichnet in Pauly-Wissowas Realenzyclopädie I, S. 1077, 40 f.; dazu kommt die für lange Zeit maßgebende Gesamtausgabe des Aischylos von Wilamowitz 1914 (editio maior und minor) und als Sachkommentar dazu dessen Aischylos-Interpretationen 1914, ferner die Gesamtausgabe mit französischer Prosaübersetzung von P. Mazon (augenblicklich vergriffen; Neuausgabe steht bevor) in der bekannten und empfehlenswerten Collection des Universités de France, und endlich die neue Spezialausgabe von Würtheim.

Zunächst wird es am Platze sein, die ganze Tetralogie zu skizzieren. Der Inhalt der Schutzflehenden, wie gesagt das Anfangsstück, ist rasch wiedergegeben. Denn Handlung enthält das Drama wenig; von 1074 Versen werden 643, also 61 Prozent, gesungen. Wir sehen eine Erderhöhung mit ziemlich ausgedehnter Oberfläche. Auf ihr sind Altäre, Bildnisse und Symbole von Zeus, Helios, Apollon, Hermes und Poseidon; vor oder neben diesem Hügel ein Hain, die Orchestra; also noch kein Gebäude als Bühnenhintergrund, höchstens eine Mauer als Abschluß des heiligen Bezirkes. Die Handlung spielt sich vor den Toren von Argos ab. Hieher kommen als Flüchtlinge die 50 Töchter des Danaos, jede mit einer Zofe, begleitet von ihrem als Schiffer gekleideten Vater. Wir haben hier noch den alten Dithyrambenchor von 50 Personen mit ihrem Vorsänger. Die Mädchen sind dunkelhäutige Aegypterinnen in fremder Tracht, das Gesicht mit Kopftüchern verhüllt; sie tragen Oelzweige in ihren Händen. Während sie das Eintrittslied singen — das Drama beginnt mit der Parodos — ist Vater Danaos zu den Götteraltären hinaufgegangen. Wie das Lied beendet ist, beobachtet er, daß Wagen herangefahren kommen und fordert die Töchter auf, sich zu ihm

hinaufzubegeben. Sie steigen mit Mühe empor; denn sie sind von der Reise ermüdet. Da fährt der Argiverkönig Pelasgos mit Gefolge ein. Er fragt, wer sie seien und was sie hier wollen. „Wir suchen Schutz und gastliche Aufnahme. Die Söhne unseres Onkels Aigyptos verfolgen uns; sie wollen uns gewaltsam zur Ehe zwingen; aber wir wollen uns ihnen unter keinen Umständen ausliefern". Ihre Bitte um Gewährung von Schutz begründen sie hauptsächlich damit, daß sie durch ihre Ahnfrau Jo mit den Argivern verwandt seien. König Pelasgos ist zunächst wenig geneigt, entgegenzukommen; er befürchtet politische Schwierigkeiten mit den Aegyptern, ja sogar Krieg. Erst durch das energische Autreten des Chores, der durch den Mund der Chorführerin erklären läßt, sie werden sich an den Götterbildern aufhängen, wenn er sie den Söhnen des Aigyptos ausliefere, stimmt ihn um. Vollmacht, der Bitte zu willfahren, hat er zwar nicht; das Volk muß darüber entscheiden. Vater Danaos soll das Gesuch persönlich vorbringen; er, Pelasgos, ist bereit, ihn zu unterstützen. Darauf geht Danaos, begleitet von Leuten aus dem Gefolge des Königs, in die Stadt. Auch Pelasgos entfernt sich bald, nachdem er die Töchter aufgefordert hat, in den Hain herabzukommen. Sie müssen eben in die Orchestra hinab, um das Standlied zu singen. Nach dem Liede kehrt Danaos zurück. Das Volk, meldet er, habe beschlossen, sie als Mitbewohner aufzunehmen und ihnen jeden Schutz zu gewähren. Hierauf nimmt er wieder auf dem Hügel Platz; der Chor der Mädchen singt ein begeistertes Danklied Kaum ist es zu Ende, da sieht Danaos die Verfolger nahen. Die Mädchen geraten darüber in höchste Angst, besonders, wie ihr Vater fortgeht, um Hilfe zu holen und sie den Herold der Söhne des Aigyptos mit seinen Trabanten herankommen sehen. Dieser Herold benimmt sich schroff und sucht mit Hilfe seiner Begleiter die Mädchen, die sich natürlich zu den Götteraltären geflüchtet haben gewaltsam wegzuführen. In der höchsten Not erscheint endlich Pelasgos mit Kriegern und verdrängt den säbelrasselnden Herold, der dem König undiplomatisch grob gegenübertritt und auch mit Kriegsdrohungen nicht zurückhält. Nach dem Abgang des Pelasgos mahnt Danaos seine Töchter, sich recht bescheiden zu benehmen und mit den jungen Argivern keine Liebeleien zu beginnen. Dann zieht die ganze Gesellschaft ab; die Danaostöchter singen ein Danklied und bitten Artemis, sie vor der verhaßten Ehe zu bewahren; der Gesang ihrer Zofen aber — und das ist bezeichnend — gilt der Aphrodite, deren Willen sich der Sterbliche nicht hartnäckig widersetzen soll.

Man könnte die Schutzflehenden, modern gesprochen, als ersten Akt der Tragödie bezeichnen. Den zweiten und zugleich den Höhepunkt der tragischen Handlung, bildeten wahrscheinlich die *Αἰγύπτιοι*. Von diesem verlorenen Drama können wir auf Grund der Sagenüberlieferung den ungefähren Inhalt angeben. Die Söhne des Aigyptos sind nach Argos gekommen; Danaos erklärt sich schließlich bereit, ihnen seine Töchter zur Ehe zu geben. Aber insgeheim veranlaßt er die Mädchen, ihre Männer in der Brautnacht zu ermorden. Sie gehorchten dem Vater. Nur Hypermestra gewinnt ihren Lynkeus lieb und schont ihn.

Vom dritten Drama, dem dritten Akte, *Δαναΐδες* können wir uns keine rechte Vorstellung machen. Wir wissen nur, daß Aphrodite eine Verteidigungsrede hielt, doch wohl an einer Volksversammlung oder Gerichtsverhandlung, wo ihre Interessen auf dem Spiele standen. War etwa Hypermestra die Angeklagte? Oder verteidigte die Liebesgöttin die anderen Danaiden, weil sie sich nicht zur Ehe mit verhaßten Vettern zwingen ließen?

Den Tragödien schloß sich, wie üblich, ein Satyrspiel an. Vermutlich hatte es den Titel *Ἀμυμώνη*. Es ist dies eine Tochter des Danaos, die beim Wassersuchen — Poseidon hatte aus Groll gegen Inachos die Quellen im Lande Argos versiegen lassen — von einem Satyr belästigt wurde. In der Not rief sie Poseidon zu Hilfe, der als galanter Beschützer mit seinem Schützlinge Schäferstündchen hielt. Als Frucht dieser Verbindung wurde Nauplios geboren

(Fortsetzung folgt.)

Zunftstube

Zum Stadtnamen „Zug".

Ueber diesen Namen ist Verschiedenes geschrieben worden, Richtiges und Unhaltbares Vor gut 25 Jahren schon hat der Begründer der Ortsnamenforschung in der Innerschweiz, Prof. Jos. Leopold Brandstetter, in der „Zeitschrift für schweiz. Statistik", 39. Jahrgang 1903, den Namen auf Grund urkundlicher, sprachlicher und topographischer Tatsachen vollkommen klar, überzeugend und richtig behandelt. Brandstetter war zwar kein eigentlicher Sprachwissenschaftler, verstand aber von Namenforschung, besonders in methodischer Hinsicht, weit mehr, als viele innerschweizerische Geschichtsfreunde und Forscher glauben.

Schon Brandstetter bekämpfte die offenbar ins 16. Jahrhundert zurückgehende humanistische Konstruktion „Tugium", „tugiensis", die diesen Namen mit dem eines helvetischen Stammes, der „Tugener" in Zusammenhang bringt. Er wirft dagegen ein, der Stammesname „Tougenoi", den der griechische Geograph Strabo erwähnt, müßte die Form „Tougener" ergeben haben, und die Sitze des Stammes müßten, wie die der ebenfalls in alten Quellen erwähnten Tiguriner, in der Westschweiz um die alte Hauptstadt Aventicum zu suchen sein. Nun kann man es den Zugerchronisten wohl verzeihen, daß sie den alten Namen aufgegriffen und daraus, im löblichen Wunsche, ihrem Städtchen ein altehrwürdiges Mäntelchen umzuhängen, ihr „Zug" ableiteten. Die keltische Phantasterei, die später grassierte und überall keltisches Sprachgut entdecken wollte, war viel schlimmer. Diese Chronisten hatten vielleicht

schon eine blasse Ahnung von deutscher Lautverschiebung, nach der keltisch-romanische Namen wie Turicum, Tarodunum, Tabernae zu Zürich, Zarten (Breisgau), Zabern (Elsaß) wurden. Das alte Turicum wurde ja von den Urkundenschreibern lange als Turegum weitergeschleppt, und manchen dunklen Ortsnamen haben sie nach ihrer Art umgedeutet und verballhornt. Aber Brandstetters Einwürfe bestehen zu Recht. Noch mehr! Den von Strabo überlieferten Stammesnamen „Tougenoi" haben die Gelehrten übereinstimmend als Verderbnis aus „Toutonoi", d. h. Teutonen erklärt — das haben sie gewiß nicht den Zugern zu Leide getan — wie zu lesen ist im gelehrten Werk „Die Schweiz in römischer Zeit" von Dr. Felix Staehelin, Basel 1927, S. 43, Anm. 1. So bleibt von den „Tugenern" oder „Tougenoi" keine Spur mehr übrig. Der Name der Burschenschaft „Tugenia" hängt also in der Luft, wie der ihrer üechtländischen Schwester „Nuitonia". Und doch möchte man diese kleinen Denkmäler vom Humanismus beeinflußten Sprachgeistes durchaus nicht missen.

Brandstetter hat den Ursprung unseres Namens mit unumstößlicher Sachlichkeit aufgezeigt. Ich habe seine Angaben nur etwas zu erläutern und zu vervollständigen.

In den „Acta murensia", einer im 12. Jahrhundert in Muri entstandenen Darstellung der Frühgeschichte des Klosters (Ausgabe von Pater Martin Kiem 1883, S. 78) steht folgende Stelle: In lacu autem Zugersee habemus duos tractus et dimidium. Nomina autem lacus, ubi pisces debent capi, ista sunt: . . . Es folgen eine Anzahl Namen, die zum Teil klar, z. T. verderbt und unklar sind. Ich hebe daraus nur die unmittelbar zur Frage gehörenden heraus: Huirwilzug, Honzug, der for-Huirwilzug, Godelzug. Die Namen stammen spätestens aus dem 12. Jahrhundert. Es geht daraus hervor, daß das Grundwort „Zug" ein Fachausdruck der Fischer war, der mit dem genau übereinstimmenden lat. tractus wiedergegeben wurde und am Zugersee Namen von Uferstellen gebildet hat. Derselbe Ausdruck ist auch einer Luzerner Urkunde von 1400 (Geschichtsfreund 22, 291) geläufig in Verbindung mit dem sinnverwandten „Fischenz", aber nicht etwa als bloß rechtlicher, sondern auch als örtlicher Begriff: „Abteilung des Fischwassers". Es handelt sich in der Urkunde um einen „Stoß" zwischen dem Inhaber der städtischen Fischpacht und den Amtsleuten der Stiftsherren im Hof, wegen den Fischenzen in der Tribschen. Eine Anzahl von Schiedsrichtern stellen auf Grund 30-jähriger Erinnerung die Scheide der beiden Fischzüge fest. Um sie sichtbar zu machen, werden „dry Ruoten in den underscheid gesteckt an den Rein . . ." Dann heißt es: „Wer ie uf der Stat Lucern zügen zücht, . . . der sol sich an die selben Ruoten binden, und nidsich wider die stat züchen. Wer aber der Herren im Hofe Ampt züge zücht, der mag sich ouch an dieselben Ruoten binden, und obsich wider ir Ampt züge züchen . . ." Wenn sich dieser Fischerausdruck am Luzernersee nicht als Uferstellenname festgelegt hat, so ist das Zufall. Daß er aber gerade an der Stelle der spätern Stadt Zug weiterlebt, liegt wohl darin begründet, daß jener Fischzug besonders alt, günstig und wichtig war. Wahrscheinlich haben schon die frühen alemannischen Siedler an diesem wundervoll gelegenen Winkel, der wohl noch Reste älterer Siedelung trug, dieses so schöne als manneswürdige Gewerbe getrieben.

Brandstetter hat zudem auch andere Beispiele des Namens beigebracht. Ein Seewinkel bei Bönigen am Brienzersee heißt „im Zügli". Die Verdeutschung des lateinischen tractus „Tracht" findet sich als Name einer Bucht oberhalb Brienz. Nach Brandstetter kommt bei Hilterfingen am Thunersee der Name Trachtwegenfluh vor. Nach H. Meyer, „Die Ortsnamen des Kantons Zürich", heißt Tracht eine Landungsbucht bei Rüschlikon. Das Fortleben des romanischen Namens sogar in diesem frühbesiedelten alemannischen Gebiet legt die Annahme nahe, daß hier zwischen spätrömischen und alemannischen Siedlern längere und nahe Fühlung bestand. Eine sorgfältige Sammlung des schweizerischen Flurnamengutes wird wahrscheinlich noch weitere Namen dieser Art zutage fördern. Sowohl Zug und Tracht, als eine gleichbedeutende Bezeichnung Wurf sind auch an bayerischen Seen nachgewiesen.

In den schweizerischen und bayerisch-österreichischen Alpen haftet die Bezeichnung Zug auch an Rinnsalen von Schnee-Lauenen.

Unser Zug wird durch seinen Namen zu einem einstigen Fischerdorf von alter, echter Rasse gestempelt. Die Natur und das zähe Fortleben uralten Gewerbes und Volksgeistes haben dafür gesorgt, daß Zug eine Fischstadt, ja die Fischstadt geworden und geblieben ist. Denn wenn es irgendwo in weiter Runde einen nach solchen Leckerbissen gelüstet, so fährt er mit Vorliebe nach Zug. Und in diesem „Zug" nach Röteln und Balchen und Hechten liegt mehr volkstümlicher Schönheits- und Realwert, als in den papiernen „Tugenern". Darum dürfen die Zuger Lehrer ihren Buben getrost wieder die alte Brandstetter'sche Namenserklärung vorlegen.

Sursee. Dr. G. Saladin.

Bücherecke

Mühlmann: Lateinisch-deutsches Wörterbuch für Studierende und Schüler höherer Lehranstalten. 43., berichtigte und vermehrte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Otto Güthling. Preis geheftet 5.50 Mk., in Halbleinen gebunden 6.80 Mk., in Halbleder gebunden 8.50 Mk. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.

Bei der enormen, für viele Schüler fast unerschwinglichen Preisverteuerung der meisten lexikographischen Unterrichtswerke wird man da und dort gerne wieder zum alten Mühlmann greifen, der früher an unsern Schulen in Ehren heimatberechtigt war und in der von einer ersten Autorität redigierten Neuauflage auch den heutigen Ansprüchen des Gymnasiums durchaus genügen kann. Außer dem Vorteil des niedern Preises hat er den der Handlichkeit. Das Werk ist übersichtlich und klar gedruckt. R. L.

15. Jahrgang Nr. 3 2. Mai 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Klassen- oder Fachlehrersystem? — Französische Konversation in der Sekundarschule — Zur Aischylos-Lektüre — Bücherecke

Klassen- oder Fachlehrersystem?

Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

Im Januarheft der „Schweizerischen Pädagogischen Zeitschrift“ (S. 20—26) veröffentlicht Herr Privatdozent Dr. Max Zollinger aus Zürich beachtenswerte Erwägungen über „Fachlehrersystem und Konzentrationsprinzip“. Die Darlegungen bringen eine gute, sachliche Würdigung der Chancen des Klassen- und Fachlehrersystems an der Mittelschule in pädagogischer und besonders in didaktischer Hinsicht. Der Herr Verfasser ist entschiedener Vertreter des letzteren, ohne daß er sich dabei dessen Schwierigkeiten gerade unter dem Gesichtspunkte der Konzentration verhehlen würde. Es sei daher einem überzeugten Anhänger des Klassenlehrersystems gestattet, sich zu äußern, und zwar ebenfalls in didaktischer Hinsicht. Die erzieherische Funktion des Klassenlehrers, die freilich auch manches zu seinen Gunsten bietet, wird daher hier außer Betracht gelassen.

Um Unklarheiten und eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen, sei vorausgeschickt, wie wir das Klassenlehrersystem aufgefaßt und angewandt wissen möchten; zugleich sei betont, daß sich unsere Darlegungen formell auf den historischen Typus des humanistischen Gymnasiums beziehen, wie er sich insbesondere an den zentral- und auch an den westschweizerischen Anstalten erhalten hat.

Selbstverständlich kann es sich heute an der Mittelschule nicht mehr darum handeln, daß ein Lehrer, wie in der Grundschule, alle oder fast alle Fächer der Klasse doziert. Das wesentliche Erfordernis und das unbedingte Minimum aber, um von Klassen- oder Hauptlehrer im traditionellen Sinne noch reden zu können, scheint uns darin zu liegen, daß in seiner Hand diejenigen Hauptfächer vereinigt sind, die eine innere organische Einheit bilden: Muttersprache und klassische Sprachen. Damit ist von selbst, wenigstens auf der Unter- und Mittelstufe gegeben, daß diesem Lehrer ungefähr die Hälfte der Pflichtstunden seiner Klasse zufallen. Wichtiger ist jedoch, daß damit jene Fächer, die in diesem Schultypus erste Hauptfächer sind wegen ihres Bildungswertes, d. h. weil man in ihnen die für diese Altersstufe wertvollsten Mittel zur Geistesbildung erblickt, in seiner und damit auch in einer Hand sich befinden. So ist er der Hauptbildner seiner Klasse; er hat damit die Möglichkeit, aber auch die Verantwortung, daß diese Mittel organisch einheitlich sich auswirken.

Die Mittelschule ist, wie ihr Name sagt, Zwischenglied zwischen Grund- und Hochschule. Es ist ihr daher sicher wesensgemäß, wenn sie, gewiß unter Wahrung ihrer natürlichen Eigenart, unten möglichst anknüpft an die Volksschule und oben nach Kräften vorbereitet auf die Hochschule. Es gilt das selbstverständlich nicht bloß in Bezug auf den Wissensstoff, auf dem sie weiterbaut, oder mit dem sie die Voraussetzungen des Hochschulstudiums zu bieten hat, sondern ebenso sehr von der Einrichtung und Methodik. Gewiß wird immer eine Distanz sein zwischen Grund- und Mittel- wie zwischen Mittel- und Hochschule in ihrer Einrichtung und ihrem Betrieb. Allein weder die Sache noch wir haben ein Interesse daran, diese Kluft unnötig zu vergrößern und so den Anfängern den Schritt zu erschweren. Es ist daher im Charakter der Mittelschule begründet, daß sie den Uebergang in materieller und formeller, in inhaltlicher wie methodischer Hinsicht allmählich herbeiführt. Also ist es ihrer Eigenart auch ganz entsprechend, wenn sie unten sich möglichst anlehnt an das hier allgemein anerkannte und sozusagen vollständig durchgeführte Klassenlehrersystem, um dann in gleitender Umstellung zum oberen Anschluß des reinen Fachlehrersystems der

Hochschule mit ihrer heute fast unheimlichen Spezialisierung überzuführen. Die Vermehrung der Lehrkräfte in einer Klasse wird übrigens auf der Oberstufe auch bedingt durch die größere Zahl der nicht mehr bloß akzessorisch auftretenden Disziplinen, sowie vor allem dadurch, daß die verschiedenen Fächer hier in vermehrtem Maße wissenschaftlich betrieben werden.

Damit haben wir den Faktor, der das Fachlehrersystem erzeugte. Zollinger bemerkt sehr richtig: „Nicht Erwägungen pädagogischer Art, sondern didaktische Beweggründe haben zum Fachlehrersystem geführt als zur logischen Konsequenz aus der Bestimmung der höheren Schule. Auch die Universalität . . . erfordert nicht aus sich selbst heraus ohne weiteres die Aufteilung des Unterrichts . . . Das Entscheidende ist vielmehr der Wissenschaftscharakter unserer höheren Bildung . . . Als Vorschule für die wissenschaftlichen Studien, und dazu wurde das Gymnasium auch erst im neunzehnten Jahrhundert, mußte sich die höhere Schule auf den Wissenschaftscharakter der Hochschule einstellen". (22 f.)

Da gilt es nun, den wichtigen Unterschied zwischen Wissenschaft und Bildung nicht zu übersehen: „Daß jede höhere Form der Bildung nur wissenschaftlichen Charakters sein kann, gilt uns allerdings mit Unrecht als selbstverständlich; denn Wissenschaft kennt kein anderes Ziel als Erkenntnis der Wahrheit, Bildung dagegen bedeutet eine seelisch-geistige Gesamtverfassung, deren Wert nicht vom Erkenntnisbesitz an und für sich, sondern von der Verschmelzung der Erkenntnisgüter zur organischen Einheit... bestimt wird" (a. a. O.). Im Zusammenhang damit seien einige Worte Willmanns angeführt aus der Einleitung zu seiner Didaktik, der er schon den bezeichnenden Titel gab „Didaktik als Bildungslehre": „Neben dem Zweck, die Jugend durch Studien und Uebungen sittlich, tugendhaft zu machen, waltet die bald so, bald anders ausgedrückte Absicht ob, ihr Kenntnis und Geschick zu geben, sie zu Leistungen allgemeinerer oder spezielleter Natur zu befähigen oder vorzubereiten, sie auszustatten, sei es für den Lebensweg überhaupt, sei es für besondere Bahnen, und mit all diesen subjektiven Zwecken ist der objektive unpersönliche verbunden, durch Lehren und Lernen wertvollen Inhalt der Folgezeit zu erhalten, die Jugend in den Dienst der Fortpflanzung der geistigen Güter zu stellen." (I. 78).) Also an erster Stelle steht das formale und subjektive, oder das reine Bildungsmoment und erst an zweiter das materielle, objektive oder wissenschaftliche. Und bezüglich der Universalität als einer Eigenschaft der Bildung weist Willmann von neuem auf den Unterschied gegenüber der Wissenschaft hin: „Es liegt im Wesen der Bildung, daß sie ihren Inhalt aus verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens schöpft . . Zumal umfaßt die moderne höhere Bildung eine große Vielfachheit von Materien . . . . Diese universale Tendenz der Bildung schließt aber den ausdrücklichen oder stillschweigenden Verzicht in sich, in so disparaten Gebieten bis zu fachlicher Sachkenntnis und Meisterschaft vorzudringen; der Gebildete als solcher, mit einem gangbaren, gemeingültigen Geisteserwerbe und vielseitiger Empfänglichkeit sich bescheidend, beansprucht weder Gelehrter noch Virtuos zu sein, und der Bildungsunterricht begnügt sich damit, überall nur die elementaren Schwierigkeiten zu überwinden, einen gewissen grundlegenden Fond des Wissens herzustellen, die psychischen Vermittelungen, die für dessen Erweiterung erforderlich sind, geläufig zu machen, bestenfalls den Reiz der verschiedenen Studien einigermaßen zur Wirkung zu bringen" (a. a. O. 85).

Mag hier Willmann die Ziele nach der wissenschaftlichen Seite recht bescheiden stecken, wichtig und wertvoll ist die prinzipielle Stellung, welche er dem Wissenschaftsbetrieb im Bildungsvorgang zuweist. Am nachdrücklichsten gelten diese Worte der der eigentlichen Allgemeinbildung dienenden Mittelschule. Hier vor allem gilt es daher, nicht Wissenschaft an sich, als Selbstzweck, zu pflegen, sondern „Wissenschaft in Bildung umzusetzen, Erkenntnisinhalte zu geistigem Eigentum" zu machen (a. a. O. 93). Nicht mit Unrecht, wenn auch in etwas zugespitzter Fassung, ist daher einmal gesagt worden, auf der Hochschule sei der Schüler um des Faches, auf der Mittelschule aber das Fach um des Schülers willen da. Und sehr gut sagt die Denkschrift der Berliner philosophischen Fakultät über die Ausbildung der höheren Lehrer durch die Universität: „Auf der Universität hat er Philologie gelernt, in der Schule soll er Humanismus wirken." (Päd. Zeitschr. 23)

Damit ist bereits auf die zweite große Gefahr für das Gymnasium als eigentliche Bildungsstätte hingewiesen: Zur wissenschaftlichen Orientierung kommt die akademisch fachwissenschaftliche Vorbereitung seiner Lehrer. Gewiß wäre es ebenso sinnlos, diese kurzsichtig abzuweisen, wie jene auszuschalten. Allein verfehlt ist es, was übrigens auch Zollinger ablehnt, wenn man „das Ideal der vollwertigen wissenschaftlichen Schulung des angehenden Lehrers bis zur völligen Verleugnung seiner späteren pädagogischen Aufgabe übersteigerte, . . . so daß er nicht als Vertreter eines Bildungsideals oder als Mitarbeiter an der Verwirklichung eines solchen in die Schule zurückkehrt, sondern als klassischer Philologe, Germanist. Historiker, Mathematiker, Biologe usw." (a. a. 23.)

Das führte zur berühmten „Verfächerung, zur Zerfaserung der Bildung, zur Auflösung des Bildungsprozesses in viele beinahe beziehungslos nebeneinander herlaufende Teilprozesse, die im Fachlehrersystem, ihren sichtbarsten Ausdruck findet." (a. a. O.) Da ist nach einem drastischen Worte Willmanns der Schulsack noch das einzige Band das in den Augen des Schülers die verschiedenen Fächer eint! Von dieser „großen Umformung der höheren Schule" gesteht aber Zollinger selbst, daß sie „das neuhumanistische Bildungsideal aufs schwerste gefährdete" (a. a. O.). Denn „der reine „Fachlehrer" gleicht dem schlechten Schauspieler, der nur seine eigene Rolle richtig kennt, sich aber nicht im mindesten darum kümmert, was in dem Ding sonst noch passiert; er ist selber die lebendige Negation des Ideals jener Bildung, die er der Jugend verschaffen soll."

Da gilt es für die Mittelschule wahrlich, sich klar auf ihr eigenes Wesen und Ziel zu besinnen und energisch sich der Mittel und Wege zu bedienen, die ihrem Wesen und Zweck gemäß sind.

Ihrem Wesen nach ist sie nun zum Unterschied von der Hochschule Bildungs-, nicht Forschungsstätte, Ort der Allgemein- nicht der Fachbildung. Hier also, wo Wissenschaft in Bildung umgesetzt werden muß, gilt es, sich nicht vom Wissenschaftsbetrieb an sich ins Schlepptau nehmen zu lassen, sondern, fest auf Eigenem stehend, selbständig die Wissenschaft der Bildung unterzuordnen, ihrer sich zu bedienen, und zwar so weit als, und so wie es dem eigenen Wesen und Zweck frommt. Gewiß soll damit nirgends der Unwissenschaftlichkeit Freipaß gewährt sein. Aber es ist aus der Kategorie der Bildung Maß und Form für die Verwendung der Wissenschaftlichkeit geholt.

Unter den Mitteln und Wegen, die dem Gymnasium zu seinen eigentümlichen Zielen naturgemäß dienen, scheint uns nun dem Klassenlehrersystem eine größere Bedeutung zuzukommen, als ihm in der „Päd. Zeitschrift" zuerkannt wird, zumal wir glauben, es könne den erwähnten Gefahren in verschiedenen Punkten wirksamer begegnen, als die im besprochenen Aufsatz zitierten organisatorischen und individuellen Mittel (Lehrpläne. Zusammenlegung verwandter Disziplinen wie Griechisch und Lateinisch, sowie vertikale Konzentration); die Ziele und Bestrebungen des Aufsatzes würden so durch dasselbe nur noch erfolgverheißender und sachgemäßer gefördert.

Vorerst scheint uns nämlich das Klassenlehrersystem den richtigen Ausgleich zwischen der materialen und formalen Ansicht des Bildungszieles besser zu fördern und zu gewährleisten als das Fachlehrersystem. Willmann wahrt die glückliche Mitte zwischen dem sogenannten Materialismus und Formalismus der Bildung mit seiner Auffassung: „Alle Bildung beruht auf dem Gestalten des Inneren, wendet sich also an das Subjekt, aber sie bedarf dazu eines geistigen Inhaltes, eines Objektes, dem nicht genug getan wird, wenn man es als Mittel auffaßt, da es vielmehr auf eigenen Wert Anspruch erhebt; sie ist gerichtet auf eine Form des geistigen Lebens, welche bestimmt ist, sich verschiedenartige Materien zu assimilieren, aber diese Form kommt selbst nur durch Assimilation jenes zustande; sie ist Erzeugung und Entbindung von Kräften, aber sie kann nur gewonnen werden, wenn die Kraft an die Bewältigung eines Stoffes, eines Gegebenen gesetzt wird, welches der Willkür und dem freien Kräftespiele seine unbeugsame Gegenständlichkeit entgegenstellt" (II. 57). Dabei ist kein Zweifel, daß der Unterschied des Gymnasiums gegenüber der Hochschule sowohl wie auch gegenüber den unmittelbar fürs praktische Leben vorbereitenden höheren Schulen in der Verlegung des Schwerpunktes auf die formale Seite der Bildung besteht. Zugleich dürfte es jedermann klar sein, daß heute die Gefahr im Ueberwuchern des materiellen Bildungszieles besteht. Dem aber leistet unseres Erachtens das Fachlehrersystem eher noch Vorschub, während das Klassensystem die Gefahr besser bannt. Ich sage natürlich hier und im Folgenden durchaus nicht, welches die persönlichen Auffassungen des Fach- oder Klassenlehrers, sondern bloß, welches seine Chancen sind, was ihm durch das System, in dem er steht, nahegelegt, oder wovor er dadurch besser bewahrt wird.

Gewiß sind das Chancen, die nicht immer ausgenützt werden. Aber ein Vergleich und eine Würdigung der Systeme hat sich gerade mit der Sachlage an sich zu befassen. Der Klassenlehrer wird nämlich durch seine Stellung viel mehr angehalten, seine Fächer wirklich als Bildungselemente zu nehmen, das betreffende Fachziel und damit seine rein wissenschaftlichen Methoden ein- und unterzuordnen dem Dienste am jugendlichen Geiste.

Ueberhaupt tritt beim Klassenlehrer der zu bildende Geist und die Arbeit an ihm viel mehr in den Blickpunkt. Und darin liegt ein weiterer Vorteil. Denn um die Bildung als Beziehung zwischen Objekt und Subjekt richtig zu pflegen, müssen beide Pole möglichst voll erfaßt werden. Und wenn, wie an der Mittelschule, der Schwerpunkt im Subjekte liegt, so ist das Verständnis des Schülergeistes und zwar des betreffenden auf der fraglichen Entwicklungsstufe ebenso wichtig wie Fachtüchtigkeit. Die stark psychologische Strömung im Geistesleben der Gegenwart und speziell die Förderung und Ausgestaltung der Typenpsychologie sind diesbezüglich sehr förderlich,

weil sie das Interesse auf das Bildungssubjekt lenkt und uns die Mittel an die Hand gibt, seine Eigenart besser zu erfassen. Diesbezüglich ist es nun sicher ein Vorteil für den Lehrer, recht reiche Berührungspunkte mit seinen Schülern zu haben, um sie bald gründlich kennen zu lernen. Und ebenso ist es vor allem für den jüngeren Schüler und seine noch geringere geistige Beweglichkeit und Umstellungsfähigkeit eine schätzenswerte Erleichterung, wenn er sich nicht von Stunde zu Stunde auf die verschiedene geistige Eigenart eines anderen Lehrers einstellen muß. Auch diese Anforderung sollte nur allmählich, entsprechend seinem geistigen Reif- und Selbständigwerden an ihn herantreten.

Für den Lehrer bedeutet übrigens diese Seite des Klassenlehrersystems ebenfalls eine nicht zu übersehende Erleichterung seiner geistigen Arbeit. Denn der Fachlehrer, der sein Fach natürlich auf verschiedenen Stufen gleichzeitig zu dozieren hat, muß sich von Stunde zu Stunde auf ein anderes Bildungssubjekt mit stark verschiedener Eigenart umstellen. Und es ist wirklich die Frage berechtigt, ob nicht die geistige Eigenart des Schülers z. B. auf der Unterstufe von der Oberstufe mehr abstehe, als die stoffliche Eigenart eines Faches von einem anderen, zumal wenn es sich um Fächer handelt, die wenigstens als Bildungsmittel einander verwandt sind, wie z. B. die eingangs erwähnte Trias der klassischen und der Muttersprache Und je mehr man das Bildungsziel, der Mittelschulaufgabe entsprechend, über dem reinen Wissenschaftscharakter eines Faches dominieren läßt, umsomehr tritt vielfach die Verwandtschaft der Fächer, gerade der erwähnten, und zumeist auf der Unter- und Mittelstufe hervor.

Damit werden wir zugleich auf verschiedene vorteilhafte Momente des Klassensystems in Bezug auf das Bildungsobjekt verwiesen. Denn dadurch wird der organische Zusammenhang der Fächer als Bildungselemente gefördert Damit ist vorerst und zumeist gesagt, daß die einzelnen Fächer aus ihrer Isolierung herausgerissen werden, in die sie der Wissenschaftsbetrieb gebannt hat. Unsere Lehrpläne leiden ja nach einem auch für die Gegenwart noch ziemlich zutreffenden Worte Willmanns (Didaktik I. 89) „nicht an Unwissenschaftlichkeit, sondern an unorganischer Aufschichtung des Wissensstoffes, an Mangel der didaktischen Gliederung; unsern höheren Unterricht drückt nicht die Kenntnislosigkeit der Lehrer, sondern die Abschließung des einzelnen von den Interessen des Nebenmannes und den gemeinsamen Zielen der Schule; und die Abhilfe dagegen steht nicht bei den Fachwissenschaften, noch bei der speziellen Methodik, sondern bei der allgemeinen Bildungslehre". Werden nun mehrere Fächer für ihre bildende Wirksamkeit in einer Hand vereinigt, müssen sie durch einen und denselben Lehrergeist auf die Schüler einwirken, dann werden sie viel sicherer und wirksamer Bildungselemente, die einander und dem Ganzen dienen.

Die Zusammenordnung dieser wie überhaupt aller Fächer wird dabei auch eher wirklich organischen Charakter annehmen eine sachgemäße Ueber- und Unterordnung werden beim Klassenlehrertum, als mit lauter Fachlehrern. Es ist ja bekannt und auch in der „Päd. Zeitschrift" (24) zugegeben, daß beim Fachlehrer leicht die Gefahr einer Ueberschätzung und Ueberbetonung des einen Faches auf Kosten der anderen, mindestens das Bestreben nach Gleichbewertung aller eintritt. Und doch kann man selbstverständlich nur dann von organischer Gliederung und organischem Aufbau reden, wenn man fundamentale und akzessorische Disziplinen kennt und anerkennt. Das scheint betont werden zu müssen, obwohl oder vielleicht gerade weil die Gegenwart einer umgekehrten Tendenz huldigt und eine gewisse Sanktion dafür auch im neuen Maturitätsreglement erhalten hat, wonach einer z. B. im sprachlichen Typus A an einer ungenügenden Note in Physik oder Chemie genau gleich schwer zu tragen hat, wie an der gleichen Note in Muttersprache oder Latein.

Endlich wird dem Fachlehrersystem die vertikale Konzentration, die Kontinuität des nämlichen Faches in der gleichen Hand gutgeschrieben. Es liegt mir ferne, den Vorteil dieser Kontinuität zu leugnen, obwohl er sicher auch seine Schwierigkeiten bietet. Denn auch die gleichen Schüler sind auf einer folgenden Stufe nicht mehr die gleichen. Und wenn der Lehrer ihre geistige Entwicklung nicht mitmacht, so wird die Kontinuität zum Verhängnis. Die Leute verstehen sich nicht mehr — oder in anderer Hinsicht zu gut! Und überdies ist es sicher auch im Sinne einer allseitigen richtigen Allgemeinbildung, wenn der Schüler im nämlichen Fache nacheinander von mehreren Lehrern mit ihrer oft stark verschiedenen und berechtigten Eigenart geformt wird. Nur scheint es uns für den noch zu wenig agilen und selbständig assimilierenden Geist des Schülers vorteilhafter, diese verschiedenen Lehrereigenarten machen sich mehr nacheinander als nebeneinander geltend, wie letzteres beim Fachlehrersystem der Fall ist.

Mit anderen Worten: Die horizontale Konzentration scheint ebenso wichtig zu sein wie die vertikale. Das auch noch aus einem anderen Grunde. Bei der horizontalen werden Elemente organisch geeint, die gleichzeitig aktuell als Bildungsfaktoren auf den Schülergeist einwirken; bei der vertikalen solche, die aktuell einwirken, mit jenen, die früher eingewirkt haben und nur

noch mehr oder weniger bewußt in der Erinnerung und in ihren Nachwirkungen gegenwärtig sind.

Damit soll allerdings die Wichtigkeit der Kontinuität des Lehrganges in keiner Weise abgeschwächt werden. Unseres Erachtens aber ergibt sie den richtigen Hintergrund, auf dem die horizontale Konzentration mit Hilfe des Klassenlehrers das entsprechende Relief erhält.

Das Ideal, das allerdings nicht immer in Wirklichkeit umgesetzt werden kann, das trotzdem als zu erstrebendes Ziel nie aus dem Auge zu verlieren ist, scheint uns daher zu verlangen, daß der Klassenlehrer im oben definierten Sinne des Wortes „dieselbe Universalität, die vom Schüler verlangt wird, auf einer höheren Ebene selbst verwirklicht" (Päd. Zeitschr. 22), „den ganzen Aufbau seines Faches (in diesem Falle seiner Fächer) kennt und (nach Möglichkeit) beherrscht und so imstande ist, einen Fachunterricht zu erteilen, der der Gesamtidee der Schule entspricht" (a. a. O. 25), und daß alle, die Klassenlehrer aber in erhöhtem Maße, die sehr zeitgemäßen und von hohem Ernst getragenen Schlußworte Zollingers beherzigen:

„In unserer bewegten Zeit, da alle Grundsätze der Jugendführung durch Erziehung und Unterricht ins Wanken gekommen zu sein scheinen, da vor allem auch die höhere Schule mehr als je genötigt ist, sich selbst und anderen Rechenschaft abzulegen darüber, wie sie ihre Aufgabe versteht und was sie der ihr anvertrauten Jugend in dem wichtigen Jahrzehnt von zehn bis zwanzig für das Leben zu bieten vermag, heute ruht auf jedem einzelnen Lehrer eine weit höhere persönliche Verantwortung als jemals. Hoffen wir, daß die heranwachsende Lehrergeneration nicht allein mit der selbstverständlich in erster Linie erforderlichen vollwertigen wissenschaftlichen Ausrüstung an ihre große und schöne Aufgabe herantrete, daß sie, trotz der dankbaren Hingabe an die heiß geliebte Einzelwissenschaft, den Dienst am lebendigen Ganzen: an der Jugend als höchste Verpflichtung im Herzen trage."

Französische Konversation in der Sekundarschule

Methodische Plauderei.

J. R.

Warum sind diese Zeilen in dieses Blatt hineingerutscht? Erstens, weil mir der Herr Redaktor keine Ruhe läßt, und zweitens, weil vielleicht dadurch ein verehrter Herr Kollege veranlaßt wird, dafür oder dagegen Stellung zu nehmen, und ich so wieder etwas lernen kann. Ich schulmeistere eine zweiklassige Knaben-Sekundarschule im Herzen der Schweiz, auf 1000 Meter über Meer. Fremdsprachen sind hier wegen des Fremdenverkehrs von außerordentlichem Werte. Dem Französischunterrichte aber stellen sich zwei Hindernisse in den Weg: die breite und harte, an sich zwar heimelige und schöne Ortssprache und die übrigens auch anderswo zu beklagende mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprachlehre. Diese Hindernisse suchen meine Schüler und ich gemeinschaftlich zu überbrücken, indem wir im fremdsprachlichen Unterrichte dem Hören und Sprechen die führende Rolle zuweisen.

Wir haben natürlich auch ein Lehrbuch, und zwar dasjenige von Herrn Hoesli, Zürich. Aber daneben lieben wir es, einmal in der Woche ganz „nach eigenen Heften" zu arbeiten, unabhängig vom Lehrbuch, welches schließlich, wie Dr. Schrag, Bern, in seinem ausgezeichneten Werke „Der Sekundarschulunterricht" (Francke A.-G., Bern, 1927, Preis Fr. 6.50) sagt, doch nur ein Führer und die Zusammenfassung der in der Stunde geleisteten Arbeit ist.

Der Stoff nun, den wir in den Samstag-Konversationsstunden zu bewältigen suchen, läßt sich für das erste Jahr mit Notre village, für das 2. Jahr mit Notre patrie überschreiben.

Unter Notre village kommen unter anderem zur Besprechung: 1. Notre salle d'école, les objets d'école, mes camarades (zur Einübung der Eigennamen), ce que nous apprenons à l'école (die verschiedenen Fächer), notre maison d'école, ce qu'il y a autour de notre maison d'école. 2. Le village, les hôtels de notre village, les étrangers qui visitent notre village (diese Stunde gibt Gelegenheit, die Namen der Nationalitäten und Länder einzuüben), l'église (die Teile der Kirche, und was sich darin abspielt), ce que font les habitants de notre village (diese Stunde bietet Gelegenheit, die Verdienstzweige, wie Handwerke usw. einzuüben), les environs de notre village (etwas weniges aus der Landwirtschaft, der Wald mit einigen Bäumen und Tieren, die Berge, die Bergbahnen usw.)

Unter dem Titel Notre patrie kommen hauptsächlich zur Besprechung: Notre village (kurze Repetition), les Cantons de la Suisse, les chefs-lieux, les villes, les montagnes, les fleuves et rivières, les lacs, les habitants de la Suisse, leurs langues, leurs métiers, les pays qui touchent à la Suisse usw.

Bei Behandlung dieser Stoffe

schlage ich ungefähr folgenden Weg ein: Zuerst werden die nötigen Vokabeln mündlich und schriftlich eingeübt. Entweder schreibe ich dieselben an die Wandtafel und die Schüler schreiben sie mit der deutschen Bedeutung in ein Oktavheft nach, das lediglich der Konversation reserviert ist. Oder ich zeichne z. B. den Grundriß des Schulzimmers an die Wandtafel und in denselben jene Gegenstände, deren französische Benennung wir lernen wollen. Die Schüler zeichnen nach und schreiben die Gegenstände auf Französisch an. Diese Methode läßt sich auch bei Behandlung des Schulhauses, des Schulplatzes, der Kirche usw. anwenden und erfreut sich nach meinen Erfahrungen bei den Schülern großer Beliebtheit, weil sie anschaulich ist, „Betrieb in die Bude" bringt und das Gedächtnis unterstützt. Denn wo Hand und Auge mithelfen dürfen, arbeiten auch Verstand und Gedächtnis leichter. Auch Plakate, Karten usw., welche Verkehrsbüros und Verkehrsanstalten gerne zur Verfügung stellen, können willkommene Hilfsmittel bilden. Stoße ich auf Wörter, deren Bedeutung die Schüler aus sich nicht ermitteln können, so teile ich sofort die deutsche Benennung mit, gestützt auf Schrag a. a. O. S. 38: „Tritt ein neues Wort auf, das wir ohne Künstelei (nur keine solche!) nicht veranschaulichen können, so geben wir ohne weiteres das Deutsche dafür. Hauptsache ist, daß wir fühlen: Wir sind in einer Französisch-, nicht in einer Deutschstunde."

Sind nun die Vokabeln erarbeitet, so gehen wir an die Bildung von Sätzen, in den ersten Stunden unter Anleitung des Lehrers, dann selbständig durch die Schüler. Um alle Schüler möglichst zu beschäftigen, Ohr und Zunge mit den fremden Lauten und Wörtern und deren Bildung vertraut zu machen, werden die Wörter und Sätze von einzelnen und von allen im Chore wiederholt. Dabei muß schwierigeren und mehrsilbigen Vokabeln vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden, indem man sie in oben angeführter Weise eindrillt, bis sie von allen richtig ausgesprochen werden. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß man in den ersten Stunden nur langsam vorankommt. Aber was verschlägts. Die Hauptsache ist doch die Gründlichkeit. Die Freude, mit der die Schüler den beharrlich und gründlich eingeübten Wortschatz gebrauchen, entschädigt für manche harte Stunde. Wenn ich auch in diesen Stunden gerne die Gemütlichkeit und ein gewisses Aufatmen sehe, so darf dies doch nicht in Oberflächlichkeit ausarten.

Sind die Vokabeln und deren Verwendung durch Satzbildungen vertieft worden, so gehe ich weiter und eröffne eine eigentliche Konversation durch die Fragestellung. Die Fragen stelle bald ich, bald lasse ich sie durch die Schüler stellen. Dies setzt natürlich voraus, daß man die zur Anwendung kommenden Fragewörter in den Wortschatz miteinbezogen hat. Sobald wir soweit sind, daß die Schüler Fragen stellen und so die Konversation selber lenken können — natürlich immer unter Oberleitung des Lehrers — gewinnt der Unterricht von Stunde zu Stunde an Lebendigkeit. Es ist zuweilen sehr drollig, wie gewisse Schüler sich bemühen, möglichst komplizierte Fragen zu stellen mit der Absicht, denjenigen, der sie beantworten soll und den der Fragesteller im allgemeinen selber bestimmen darf, gründlich auf den Leim zu führen. Treibt es der Fragesteller zu arg, so lasse ich ihn die Frage selber beantworten, um ihn anzuleiten, das nächste Mal seine Frage besser zu überlegen und sich zu überzeugen, daß, wer andern eine Grube gräbt, selber hineinfallen kann.

In dieser Samstag-Konversationsstunde nehme ich jeweilen beide Klassen zusammen und kann dabei erleben, wie strebsame und geweckte Schüler der ersten Klasse, in denen sich ein gesunder Ehrgeiz regt, eine schöne Anzahl der zweiten Klasse überflügeln.

Ist ein Teilgebiet durchgearbeitet, so schalte ich ein Klassenturnier ein. Die zweite Klasse wird auf die nächste Konversationsstunde über ein bestimmtes Stoffgebiet Fragen vorbereiten, jeder Schüler 5 bis 10, je nach dem Stoffe und der Größe der Klasse, während die erste Klasse den Stoff so vorbereiten muß, daß sie die gestellten Fragen, sofern sie sich im richtigen Rahmen bewegen, beantworten kann. In der nächsten Stunde werden die Rollen vertauscht und die erste Klasse ist Fragesteller. Man muß es mitangesehen haben, mit welcher Freude die Erstkläßler auf die Fragen ihrer älteren Kameraden losstürzen, um diesen zu beweisen, daß sie auch etwas können und verstehen. Oft ergeht sich das Turnier in ganz ergötzlicher Lebendigkeit und Schlagfertigkeit, und ich habe den Eindruck bekommen, daß die hier eingeübten Vokabeln und Redewendungen gut sitzen. Zudem bedeutet diese Konversation eine Unterstützung des übrigen Lehrganges, teils als Repetition, teils als Vorarbeit für das Kommende. Wie oft schon habe ich erlebt, daß bei Erarbeitung einer Lektion des Lehrbuches die Schüler mit Freude die Bemerkung machten: „Das haben wir in der Konversation schon gehabt."

Endlich wird jedes Stoffgebiet mit einem Aufsatz beschlossen, der nach der oben ausgeführten Erarbeitung des Stoffes nicht mehr zu schwer fallen dürfte. Natürlich kommen die Arbeiten sehr verschieden heraus, denn auch meine Hölzer sind bezüglich Fleiß und Intelligenz verschieden durchsaftet.

Man mag nun von diesen Konversationsstunden und meiner Methode denken, wie man will, sicher ist, daß ich dabei schon viel Freude erlebt habe. Den Konversationsstoff habe ich absichtlich

sehr lokal gefärbt, um das Interesse der Schüler zu fesseln und ihren praktischen Bedürfnissen zu entsprechen. Ein anderer Lehrer wird ihn nach seinen Verhältnissen auswählen und gestalten müssen. Auswahl und Zusammenstellung von Stoff und Vokabeln erfordern Zeit und Arbeit, und bei Wiederholungen werden sich da und dort Ergänzungen, Streichungen und Verbesserungen aufdrängen. Doch wird sich der Lehrer dadurch gründlich in ein Gebiet einarbeiten, wird erkennen können, was er von seinen Schülern verlangen darf; er wird auch mit einstigen Schülern in Kontakt bleiben und zu erfahren suchen, inwieweit ihnen diese Konversationsstunden genützt haben und welche Stoffgebiete vielleicht für das Leben und den Umgang praktischer wären und was sie mehr berücksichtigt wünschen würden. So tritt der Lehrer aus dem Rahmen der Schulstube hinaus und behält Fühlung mit dem Leben und seinen Anforderungen.

Am Ende meiner Ausführungen angelangt, hoffe ich gerne, daß ein Herr Kollege, der über größere Erfahrung verfügt als ich, in diesem Blatte seinen ergänzenden und verbessernden Gedanken Ausdruck verleihen wird, wofür ich ihm sehr dankbar wäre.

Zur Aischylos-Lektüre*)

Von Prof. Dr. Karl Schneider, St. Gallen.

(Schluß.)

Die Herausgabe des Textes der Hiketiden ist wegen des schlechten Zustandes der Ueberlieferung ein periculosae plenum opus aleae. Bürtheim hat sich bei der Gestaltung desselben im allgemeinen an Wilamowitz angeschlossen. Das gehört sich; aber doch hätte er nach meinem Gefühle mehr als einmal selbständiger vorgehen dürfen, besonders da er p. 97 selber und mit Recht die Forderung aufstellt: „erklären, was sich jetzt lesen und erklären läßt". Der Druck des Dramatextes p. 130—162 ist sauber und sorgfältig, in klaren Typen, die von der englischen Hellenic society herstammen und wirklich zu empfehlen sind; mißfallen hat mir das σ am Wortschlusse; entweder sollte man das ς wieder einführen oder dann das Zeichen C wählen. Dem Text geht eine ausführliche Einleitung voraus, die in gründlicher Weise manche für das Verständnis des Stückes wichtige Vorfragen behandelt. So spricht der Verfasser über den Stoff des Dramas, über Zeus Xenios, Danaos, die Danaiden, die Lostochter-Frage, über Unterweltstrafen, Wunderzeugung, über Io und ihre Irrfahrten in Aischylos Hiketiden und im Prometheus, über die Herkunft der Io-Sage und über Medizinmänner, dann über die Tetralogie, deren Anfangsstück die Schutzflehenden sind, über die Textüberlieferung und Textgestaltung, über die Versmaße der Lieder, den Aufbau des Dramas und endlich über die Bühne. Der hinter dem Texte stehende Kommentar ist übersichtlich angeordnet und deshalb, im Gegensatz zu anderen Kommentaren, die ich hier nicht nennen will, bequem zu benutzen. Auszusetzen habe ich daran nur die in fast allen wissenschaftlichen Kommentaren zu beobachtende Scheu vor wörtlicher Uebersetzung erklärungsbedürftiger Ausdrücke und Wendungen, die doch in vielen Fällen eine längere Erklärung ersetzen könnte. Einige Spezialfragen, die den Kommentar zu stark belastet hätten, hat der Verfasser in besonderen Exkursen behandelt. Ich mache besonders aufmerksam auf die begrüßenswerten Ausführungen über den bösen Blick als Erklärung der Verse 644 f. und auf den Aufsatz über antike Schauspielertexte. Als angenehmen und nützlichen Schmuck des Buches bezeichne ich die Wiederholung einer Seite von Rostagnos Facsimile des Codex Laurentianus seu Mediceus und fünf ganzseitige Vasenbilder.

Kritische Bemerkungen zu Text und Kommentar wollte ich dem Verfasser persönlich zur Beachtung für eine allfällige neue Auflage zusenden. Da aber Bürtheim, Professor an der Universität Leiden, unterdessen gestorben ist, möge mir erlaubt sein, das Wichtigste hier anzufügen.

Nach Vers 206 muß wirklich, wie Bürtheim annimmt, eine Umstellung der Verse stattfinden; 207 gehört aber unmittelbar hinter 208/209; das bedingt jedoch auch die Versetzung von 210/211 hinter 206; so entsteht die Reihenfolge (206), 210, 211, 208, 209, 207, 212, also drei Verspaare, 210/11 von Danaos, 208/09 von der Chorführerin, 207/12 wieder von Danaos gesprochen. Die Aenderung in Vers 409 „nicht zu sehr berauscht" *μηδ'ἄγαν ὠνωμένον* in „keineswegs *(μηδαμῶς)* berauscht" leuchtet mir nicht ein. Wenn 444 die Ueberlieferung richtig ist, muß man den Vers auffassen wie Mazon; immerhin ist Schauspielereinschub möglich. Die Umstellung von 448 und 447 halte ich für glücklich. 514 würde ich die Lesart der Ueberlieferung stehen lassen, aber übersetzen „es ist ungebührlich, immer vor den Herrschern Angst zu haben". Zu 599 sollte im Kommentar auch die Paraphrase von Wilamowitz, Aischylos-Interpretationen 36 beigefügt werden. 669 gibt *θυηλαῖς* statt *γεμόντων* zwar einen guten Sinn, ist aber doch gewagt. 785 verlangt die Entsprechung mit der Strophe eine Ergänzung — — ⏑ —; ich würde mit Wilamowitz Dindorfs Vorschlag *μου καρδία* aus Mangel an etwas Besserem in Klammer hinsetzen. 989 ist das überlieferte *εὐπρυμνῆ φρενὸς χάριν* „schöngebordeter Herzensdank" ebenso wahrscheinlich wie Weckleins Aenderung *εὐπρέμνην* „starkstämmiger"; wenn schon geändert werden soll, dann ist meines Erachtens *ἐκ πρυμνῆς φρενός*, etwa in der Bedeutung „aus

*) J. Bürtheim, Aischylos Schutzflehende, mit ausführlicher Einleitung, Text, Kommentar, Exkursen und Sachregister. Vgl. Mittelschule Nr. 2 vom 28. März 1929.

der Tiefe des Herzens" das Wahrscheinlichste. 1016 halte ich die Umstellung der Wörter nicht für unbedingt nötig. 1019 ist die überlieferte Lesart γαναέντες im Kommentar, wie ich glaube, richtig erklärt; aber warum steht im Texte γανάεντες?

In Einleitung, Kommentar und Exkursen habe ich einige sachliche Versehen zu berichtigen. Dem Zitate p. 7, 30 Sokrates II 1, 14 ist doch Xenophon voranzusetzen. p. 61, 8 sollte nach βασίλαι der Beleg Paus. VI 20, 1 stehen. Zu p. 84 unten: bei Xen. anab. VII 8, 1 ist in den Hauptbandschriften ἐνοίκια, in den deteriores ἐνώπια überliefert; ἐνώπια ist subjektive Konjektur; die Aenderung Bornemanns ἐν τοίχια, die von Gemoll aufgenommen worden ist, halte ich für natürlicher: „Wandgemälde malen"; übrigens heißt der Maler oder Schriftsteller Eukleides, Sohn des Kleagoras; ἐνώπια p. 85, 20 ist aus ἐνώπια verschrieben. p. 242 unten heißt es: „Im 4. Jahrhundert scheint man bei den tragischen Agonen die Aufführung neuer Stücke eingeleitet zu haben durch das ἀναδιδάσκειν einer Tragödie der klassischen Zeit" etc. mit Hinweis auf Köhler, Athen. Mitt. III 105 f. und Haigh, Attic Theatre 357. Als Pickard-Cambridge im Jahre 1907 die 3. Auflage von Haighs Attic Theatre herausgab, konnte er noch kaum wissen, daß der Originalstein der Inschrift J. G. II 971 c durch Adolf Wilhelm wiedergefunden worden sei. Wilhelm hat von dem Funde sofort Mitteilung gemacht im Anzeiger der Wiener Akademie 1906 Nr. 18, p. 78/79 und in den Jahresheften des Oesterr. archäol. Instit. X (1907) 35 f. Auf dieser Inschrift steht Spalte 2 zu lesen (Ergänzungen lasse ich unbezeichnet) Ἐπὶ Θεοδότου. (387/6) παλαιὸν δρᾶμα πρῶτον παρεδίδαξαν οἱ τραγωιδοί. Darnach konnte auch die bei Haigh³ 355 abgedruckte Inschrift J. G. II 971 h richtig ergänzt werden: Ἐπὶ Θεοφράστου (340/39) παλαιὸν δρᾶμα πρῶτον παρεδίδαξαν οἱ κωμωιδοί. Also wurde an den Dionysien in Athen seit 386 jeweilen eine alte Tragödie, seit 339 jedesmal eine alte Komödie wiederaufgeführt und zwar zu Beginn des Agons.

Einige Druckfehler bei den in den deutschen Text eingestreuten griechischen Wörtern wird jeder Benutzer des Buches selber verbessern. Daß sich auch Verstöße gegen die deutsche Sprache feststellen lassen, verzeihen wir dem Verfasser gerne; er hat ja als Holländer deutsch geschrieben, und dafür sind wir ihm besonderen Dank schuldig. Uebrigens ist der deutsche Text durchwegs leicht verständlich.

Bücherecke

Röhl, Dr. Hans, Geschichte der deutschen Dichtung. 6. Aufl. Leipzig, Teubner, 1927. VIII und 363 S. Mk. 5.20.

Das Buch will nicht ein Nachschlagewerk mit möglichst lückenloser Vollständigkeit von Namen, Titeln und Daten sein, beschränkt sich vielmehr bewußt auf die Behandlung des bleibend Wertvollen. Eine solche Auswahl wird naturgemäß nicht alle Wünsche befriedigen können, besonders wo es sich um Darstellung der jüngern und jüngsten Dichtung handelt. Diese letztere Periode abgerechnet, wird man dem Werk immerhin eine relative Vollständigkeit nicht absprechen dürfen. Wir kennen auch keine protestantische Literaturgeschichte, die der anders gerichteten Weltanschauung in gleich wohltuender Objektivität und maßvoller Besonnenheit gegenüberträte (man lese z. B. das Urteil über Handel-Mazzetti und stelle daneben jenes von Storck-Rockenbach). Freilich fehlen auch einseitige Auffassungen und selbst die eine und andere schlimmere Entgleisung nicht (vgl. Hrotsuith, Luther, Murner, Hutten, Nietzsche). Als Anhänge bringt das Werk eine Zeittafel und ein Verzeichnis billiger Quellenausgaben. Wertvoll ist das Register, das nicht nur die im Buche erwähnten Personen mit ihren Lebensdaten anführt, sondern auch Schlagworte aufweist mit willkommenem Ueberblick über die betreffenden Fragenkomplexe. Im Ganzen ein selbständiger, bei aller Kürze zuverlässig orientierender Führer durch den Garten der deutschen Dichtung.

R. L.

L. Suter et G. Castella, Histoire de la Suisse, Nouvelle édition, Benziger, Einsiedeln. Geb. Fr. 10.—.

Es ist eine Freude, das vorliegende Buch in die Hand zu nehmen; bringt es doch eine ganz wesentliche Neugestaltung des auch in seiner alten Form recht beliebten Lehrbuches der Schweizergeschichte. Die französisch sprechende Schweiz darf sich freuen, daß der gelehrte Bearbeiter seine Aufgabe so durchgreifend aufgefaßt hat. Mehrere Kapitel sind neu eingefügt, zahlreiche teilweise ergänzt und, was vielleicht noch schätzenswerter ist, andere knapper und straffer zusammengezogen. Die Fortführung bis auf die jüngste Vergangenheit ist besonders wertvoll. Die Behandlung der schweizerischen Neutralität in einem eigenen Kapitel, das mit dem Eintritt in den Völkerbund und einer Würdigung des internationalen Friedensgedankens schließt, entspricht den Forderungen unserer Zeit. Castella zeigt hier maßvolle Beschränkung; der Lehrer dürfte in Einzelheiten oft noch mehr beschneiden. Neben den kulturhistorischen Abschnitten möchten wir besonders das Literaturverzeichnis rühmend hervorheben, wo die wichtigsten Werke mit ganz knapper aber treffender Würdigung zusammengestellt sind. Das gute Namen- und Sachregister erinnert uns an den alten Herzenswunsch, daß doch auch die Histoire du Canton de Fribourg vom gleichen Verfasser nachträglich noch einen ähnlichen Abschluß erhalten möge. Wenn wir noch einen Wunsch äußern dürfen, so ist es der, daß diese ausgezeichnete Schweizergeschichte bald auch ins Italienische übersetzt werde.

P. L.

15. Jahrgang Nr. 4 27. Juni 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Verfassungspolitische Gedanken bei griechischen Lyrikern der ältern Zeit — A propos de la crise religieuse de Renan — Ulrich von Wilamowitz' Auffassung von Wissenschaft und Leben in seinen „Erinnerungen“ — Zunftstube — Bücherecke

Verfassungspolitische Gedanken bei griechischen Lyrikern der ältern Zeit*)

Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Eine eigentliche systematische Verfassungstheorie ist zwar erst auf dem Boden der Sokratik erwachsen, aber verfassungspolitische Erörterungen treten schon sehr früh auf, wenn man will von Homer ab, der ja nach Platos bekanntem Wort der wahre praeceptor Graeciae ist. Man denke nur an den vielberufenen lapidaren Vers, der noch heute seinen Kurswert in politischen Debatten nicht eingebüßt hat: „Nichts Gutes ist die Vielherrschaft, einer soll Herrscher sein, einer König.“ [1]) Wenn hier dem klaren Wortlaute nach der Einherrschaft, d. h. also der Monarchie, unbedingt der Vorzug gegeben wird, so findet sich anderseits schon unter den Sprüchen der sogenannten Sieben Weisen eine Empfehlung der Volksherrschaft, der Demokratie, und zwar wird sie niemandem anders als dem Tyrannen Periander von Korinth, dem Freunde des Arion, in den Mund gelegt: „Die Demokratie ist etwas Besseres als die Tyrannis.“ [2]) Ein anderes Mitglied dieses erlauchten Kollegiums, Solon, der gefeierte Gesetzgeber Athens, entwickelt in gebundener Rede, in Elegienform, sein politisches Programm. Oberstes Ziel seiner Reformtätigkeit ist die Eunomie, d. i. die gute gesetzliche Ordnung, das konträre Gegenteil der staatsgefährdenden Dysnomie, der Gesetzlosigkeit, die man später gern als Anarchie bezeichnete.[3]) Mit besonderer Vorliebe haben dann weiterhin gerade aristokratisch gerichtete Kreise sich um das Banner dieser Eunomie geschart; das Wort wird zum zügigen Schlagwort in den Parteikämpfen des 5. Jahrhunderts und übt als solches eine ebenso faszinierende Wirkung aus wie Freiheit und Gleichheit auf der Gegenseite. Doch um vorerst bei Solon zu bleiben, wie will dieser weise Staatsmann seine Eunomie praktisch verwirklichen? Durch eine Politik der Mitte, des Ausgleiches der sozialen Gegensätze, durch gerechte Verteilung der politischen Rechte und Pflichten. Der Demos, das Volk, soll sich nicht bedrückt fühlen, darf aber andrerseits auch nicht in zügelloser Ungebundenheit über die Stränge schlagen. „Dem Volke gab ich soviel Macht, wie völlig ausreicht.. Den Einflußreichen und Wohlhabenden aber gab ich die Weisung, nichts Ungehöriges zu besitzen.“ [4]) Solon hat mit solchen programmatischen Grundsätzen Wege gewiesen, die Jahrhunderte später ein Aristoteles bewußt wieder beschreiten und in eingehender theoretischer Erweiterung rechtfertigen sollte.

Wie der athenische Gesetzgeber, so singt auch der Gnomendichter Phokylides das hohe Lied des Mittelstandes als des Rückgrates des Staatswesens, [5]) während sein Zeit- und Fachgenosse Theognis der goldenen Mittelstraße in politicis entschlossen den Rücken kehrt, für alles Unheil im Staatsleben ganz einseitig die „schlechten Männer“, — das sind bei ihm die Volksführer, — verantwortlich macht, alles Heil hingegen von den „Guten“, d. h. dem Regiment des Adels erhofft. Denn diese haben noch nie einen Staat ins

* Zum Ganzen vgl. H. v. Arnim: Die politischen Theorien des Altertums. Wien 1910, und M. Pohlenz, Staatsgedanke und Staatslehre der Griechen, Leipzig 1923.

[1]) B 204.

[2]) Diels, Fragmente der Vorsokratiker No. 73a, 7, 6.

[3]) Vgl. W. Jaeger in den Sitzungsberichten der Preuß. Akad. d. Wissens. Philos. Histor. Kl. vom 25. März (Philol. Wochenschr. 46, Sp. 1394).

[4]) Poetae lyrici Graeci rec. Th. Bergk[2] Lips. 1850 frg. 4, 5 und 6.

[5]) ibid. frg. 12 .

Verderben gestürzt, bei jenen aber ist schrankenlose Gewinnsucht das einzige Motiv, und die führt letzten Endes in den Abgrund des Bürgerkrieges. Von der Herrschaft eines Mannes jedoch will auch dieser selbstbewußte Aristokrat nichts wissen: „Ein Monarch möge niemals unserem Staate genehm sein." [6])

Ganz anders steht, um die Reihe der Lyriker abzuschließen, ein Mann wie Pindar dieser Frage gegenüber, der doch gleichfalls in aristokratischen Anschauungen groß geworden ist. Ihm hat das Freundschaftsverhältnis zu Hieron, dem bekannten Herrscher von Syrakus, offensichtlich zu einem gerechten Urteil über den Wert der Monarchie verholfen. In der ersten pythischen Ode, die die Gründung der Stadt Aetna und die Einsetzung des Deinomenes, des Sohnes von Hieron, als deren König zum geschichtlichen Hintergrund hat, nimmt der Dichter Veranlassung zu politischer Belehrung. Eine billige Verteilung der Rechte zwischen Herrscher und Volk soll hier stattfinden; man soll das Volk in Ehren halten, und so soll es zu einer beglückenden Ruhe und harmonischen Eintracht zwischen Regierenden und Regierten kommen — das ist der Segenswunsch Pindars am Geburtstage der Stadt. „In jedem Satze ist es ausgesprochen, daß auch der König unter der Verfassung steht und das Volk Recht und Freiheiten hat, wenn diese auch nicht sicher bestimmt werden." [7]) Ein konstitutionelles Königtum wird hier also erstmals feierlich als politisches Ideal ausgerufen. Wenn Pindar dann weiterhin dem jungen Herrscher Lebensregeln mit auf den Weg gibt, so haben wir damit das erste Glied vor uns in der langen Kette der sogenannten „Fürstenspiegel". Verfassungsgeschichtlich von Bedeutung ist auch die zweite pythische Ode, weil sie zeigt, daß der weltoffene und kenntnisreiche Dichter sich über die drei Grundformen des staatlichen Lebens bereits völlig klar ist:

„Der Mann des offenen Worts
Ist besser in jeglichem Staat,
Ob ein Fürst herrscht, oder Gewalt
Der Menge schaltet, oder die Weisen am
Steuer sitzen." [8])

Monarchie, Demokratie, Aristokratie als die drei überhaupt in Frage kommenden Verfassungstypen sind hier wohl zum ersten Male einander gegenübergestellt, und die angeborene Sympathie für die Herrschaft der Besten läßt sich kaum verkennen; gleichwohl ist für Pindar nicht die Staatsform, sondern die Gesinnung und Haltung des Mannes letztlich entscheidend. Schließlich erklärt auch unser Dichter sich für das solonische Ideal der goldenen Mitte. Er hat wie der große Athener und Phokylides die Erfahrung gemacht, daß es „im Staate das beste ist, zu dem Mittelstande zu gehören (weder zu der obersten Schicht noch zu der breiten Masse unten)." Ausdrücklich verwahrt er sich dabei gegen den naheliegenden Vorwurf, er habe irgendwelche Vorliebe für die Tyrannis. [9])

A propos de la crise religieuse de Renan

Par le P. Christophe Favre, professeur, Stans.

Dans son dernier livre, Portraits d'âmes, M. Victor Giraud a soumis cette crise à une enquête très serrée. Il a réussi à l'éclairer d'une lumière plus vive et à nous faire mieux saisir l'énigmatique psychologie de Renan.

On sait que Renan se destinait à la prêtrise. Mais déjà à Issy, où il étudiait la philosophie chez les Sulpiciens, sa vocation chancelle et la foi vacille. Il écrit le 15 septembre 1842 : « Quand même le christianisme ne serait qu'une grande rêverie, le sacerdoce n'en serait pas moins un type divin ».

En 1844, l'abbé Renan est au séminaire de Saint-Sulpice. Il se laisse donner la tonsure « qu'il a refusé l'année précédente » (P. Longhaye). Mais dès le 13 février il fait pressentir à sa sœur Henriette son départ du séminaire ; le 11 avril il lui déclare qu'il n'a plus la foi. Enfin, après les vacances, il ne reparut au séminaire que pour prendre un congé définitif.

Renan a prétendu que son christianisme n'avait pas pu tenir devant l'histoire, la critique, les langues orientales, et qu'il a « beaucoup souffert » du naufrage de ses croyances religieuses. Ici M. Giraud nous avertit qu'il ne faut pas prendre Renan trop au pied de la lettre, et il cite un passage d'une lettre à sa sœur qui renferme cet aveu bien fait pour nous mettre en garde : « Chez moi l'examen ne vient qu'après le premier jugement porté par le cœur. De là, une exagération dans mon expression. Il m'est extrêmement difficile de ne dire que juste

[6]) ibid. V. 43—52.

[7]) Pyth. I, 61—70 (118—136). Vgl. Wilamowitz, Pindaros, Berlin 1922, S. 300 ff.

[8]) Pyth. II, 86—88 (158—161). Pindars Siegesgesänge, Deutsch von Donner, Lpz. 1860, S. 119. Vgl. Wilamowitz, a. a. O. S. 292.

[9]) Pyth. XI, 50 b—54 (76—83) Wilamowitz, a. a. O.. S. 262 f.

ma pensée. Cela a de l'avantage pour le style, et, à vrai dire, combien d'écrivains ne valent que par là ! Je vaux par ailleurs, je le dis sans modestie ni vanité ; mais j'avoue bien aussi que ce petit côté d'exagération et de verve a une bonne part dans ma manière. »

M. Giraud fait ressortir que la crise religieuse de notre séminariste n'eut rien de dramatique. Non, Renan ne vécut rien de comparable à la nuit de Jouffroy. Il pourra écrire à sa sœur : « Jamais toute lueur d'espérance n'est sortie de mon cœur ; et même dans ces rares moments où la mort m'a semblé le seul remède à mes maux, eh bien ! même alors, il y avait encore au fond de mon être une région assez calme. »

Rien de bien étonnant dans tout cela, si l'on veut bien se rappeler ce que Maurice Barrès avait déjà vu, qu'il s'agit ici bien moins d'une crise de conscience que d'une crise de carrière. « Chose stupéfiante, dit M. Giraud, pour un homme qui, comme Ernest Renan, a toujours vécu parmi des prêtres, sa conception du sacerdoce est exactement celle d'un député radical. » Il se fait prêtre parce que l'état ecclésiastique lui permettra de vivre selon ses goûts. Rien de surnaturel. Ecoutons-le encore lui-même s'ouvrir à sa sœur : « J'ai cru remarquer qu'aucun autre état ne me mettait plus à portée de me livrer à mes goûts. Une vie retirée, libre, indépendante des volontés ou caprices d'un autre, utile toutefois, en un mot, une vie d'études et de travail, tel est depuis longtemps mon but et mon désir... Cela posé, je dois donc regarder comme fermée pour moi toute carrière qui n'est pas d'étude et de méditation... » Cette crise de carrière, on le comprend, ne pouvait pas être déchirante.

Quant au naufrage de sa foi chrétienne, M. Giraud l'explique fort simplement et cependant de façon convaincante. Il cite le mot que M. Gottofrey, un des directeurs d'Issy, lança à Renan dans une discussion : « Vous n'êtes pas chrétien ! » et il ajoute cette remarque : « L'avait-il jamais été, j'entends profondément et intérieurement ?» Et M. Giraud répond négativement. Ce qui fait le fond du christianisme : le sentiment du péché, et la nécessité d'une rédemption, l'humilité, la charité, l'oubli de soi, l'ardeur d'apostolat, la soumission à l'Eglise, n'avaient pas pétri son âme. La réalité de son christianisme était faite de rêve, d'aspirations idéalistes vagues, de piété solitaire et de moralité, toutes choses que la crise ne suffisait pas à emporter. Renan, pouvons-nous conclure avec M. Giraud, n'a pas eu beaucoup à souffrir de n'être plus chrétien, parce qu'au fond il ne l'avait jamais très sérieusement été.

Ulrich von Wilamowitz' Auffassung von Wissenschaft und Leben in seinen „Erinnerungen"[1)]

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B., Sarnen.

Wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstage hat Wilamowitz seine „Erinnerungen", die sich über den Zeitraum von 1848—1914 erstrecken, herausgegeben. Sie haben in der ganzen deutschen Philologenwelt ein freudiges Echo hervorgerufen, und die Feier seines 80. Geburtstages wurde zu einem Gedenktag für die deutsche Wissenschaft überhaupt. Das ist begreiflich. Wilamowitz ist ein Geist von seltener Fähigkeit und Expansionskraft, von einem fast unheimlichen Wissen und Können. Seinem Weitblick und ausgesprochenen Wirklichkeitssinn konnte die am klassischen Ideal Humboldts sich orientierende, wie auch die in Formalismus aufgehende Philologie der 60er Jahre nicht mehr genügen. Er brach mit den überkommenen Anschauungen vom Alten und wurde ein bahnbrechender Reformator. Nicht damit zufrieden, sich, wie es bisher geschehen, mit der einen oder andern Seite des klassischen Altertums eingehend zu beschäftigen, machte er gleich das ganze Leben des griechischen Volkes bis in seine letzten Ausläufer zum Gegenstande seines Studiums. Philologie, Archäologie, Geschichte wurden als eine Einheit gefaßt; all dem, was die Einzelforschung mit Eifer betrieben, aber noch nicht verbunden hatte, ein geistiges Band gegeben mit einer „einheitlichen, Zeiten und Räume, geschichtliche Wirklichkeiten und künstlerische Schöpfungen umspannenden Zielsetzung." So ward aus der philologischen eine geschichtliche Wissenschaft.

Wie fern man einer solchen Auffassung zur Zeit, da Wilamowitz Philologie studierte, noch stand, sagt er uns selbst in dem Kapitel „Studienjahre in Bonn und Berlin" „Was hat mir die Studienzeit für meine Wissenschaft gegeben? Anregungen genug nach andern Seiten, die auch der Philologie in dem engen Sinne der antiken Grammatik zugute kamen, vor allem der Archäologie, wenn sie auch nur Kunstgeschichte war . . . Aber was

[1)] Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1928.

war die Philologie, in die man eingeführt ward? Textkritik; alles andere kam nur heran, so weit es ihr diente, wie die Lehre Epikurs in Lachmanns Lukrezkommentar. Philosophische Schriften hatten mich in Vorlesungen und Uebungen mehr beschäftigt als alles andere; aber was in die Forschung einführte, waren nur literarische Fragen, nach Dubletten in der Ethik und nach der Reihenfolge der Bücher in der Politik des Aristoteles. Um die klassischen Schriftsteller, zumal die Dichter, drehte sich alles, die übrige Literatur war Nebenwerk; wer wollte, mochte sich darin umsehen. Vom Leben, der Sitte, dem Glauben der alten Völker erfuhr man nichts." . . . „Dabei hatte die Philologie von sich die höchste Meinung, weil sie Methode lehre, allein vollkommen lehre. Methode, via ac ratio war das Losungswort. Sie schien die Zauberkunst, welche alle verschlossenen Türen öffnete, auf sie kam es an. Wissen war Nebensache. Im Glauben an die alleinseligmachende Methode waren sie alle befangen. Was ist herausgekommen? Von der Konjekturjagd will ich gar nicht reden. In Ribbecks Juvenal und Senecas Tragödien von Richter und Peier feierte die Zahlenspielerei der Responsion die ärgsten Orgien. Rudolf Hercher hat die Texte schauderhaft interpoliert, Cobets scharfe Kritik schnitt neun Mal von zehn in das gesunde Fleisch . . . Dasselbe Prinzip der „einen Quelle" herrschte in der Historie. Was Lehrs im Hesiod, Horaz, Ovid sich erlauben durfte, erscheint uns heute . . . als das Aeußerste der Verständnislosigkeit. Dabei faßte er seine Methode in 10 Geboten der Kritik zusammen" . . .„Allmählich ist mir die Einheit der Wissenschaft aufgegangen, die weder in soundsoviele Disziplinen zerschnitten, noch für die Leistungskraft des einzelnen zugestutzt werden darf. In ihrem Dienste tue jeder, was er kann, habe aber das Ganze vor Augen." (S. 99 f.) Von besonderer Bedeutung für seine Auffassung der Wissenschaft war eine Reise nach Florenz 1873. Er schreibt: „Da war die Hauptarbeit für Euripides zu tun. Es war ein großes Glück, daß sie mich an Florenz gefesselt hat. Die Stadt ist mir so teuer geworden, daß ich sie immer wieder mit einer Art von Heimatgefühl betreten habe, so viel sie sich auch verändert hat . . . Aber ungleich wichtiger war, daß die Einheit des geschichtlichen Lebens sich hier jedem aufdrängt, der die Bauten und ihren Schmuck, die hohe Kunst und ihre Ausstrahlungen in das Leben jedes Bürgerhauses verfolgt und dazu die Stadtgeschichte . . . liest . . . Es ist ein Strom des Lebens, beginnend mit dem etruskischen Faesule und dem römischen Florentia; aber das große Florenz umfaßt nur die Zeiten von den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen bis zu dem Untergang der Republik . . Dieser Erkenntnis verdanke ich es, daß mir damals die Aufgabe der historisch-philologischen Wissenschaft klar geworden ist, für die ich mich zeitlebens eingesetzt habe. Die Archäologie Jahns hatte sich, dank den Ausgrabungen, glücklich entwickelt, stand aber in Gefahr, zu vergessen, daß auch bei der monumentalen Ueberlieferung der Geist, der aus ihr spricht, das Wichtigste ist . . . Geistesgeschichte mag sublim sein; die Gefahr bleibt, daß der Geist sich in modernen Worten verflüchtigt, wenn das Leben, welches ihn erzeugt hat, nicht als Ganzes erfaßt und in allen seinen körperlichen Erscheinungen mit Liebe und auch mit Entsagung verfolgt und verstanden wird." (S. 134 f.)

Am ausführlichsten hat Wilamowitz seine wissenschaftliche Auffassung in der Rede formuliert, die er 1901 am Leibnitztage in der Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin hielt. Da betont er unter anderem: „Der Knabe darf staunen und anbeten, er sieht Einzelnes, Fertiges. Der Mann will verstehen, er muß das Gewordene aus dem Werden begreifen, ihm stellt sich alles in geschichtlicher Bedingtheit dar. Das Leben ist Eines, und das abgerundetste Kunstwerk, auch die mächtigste Einzelpersönlichkeit, wird wissenschaftlich erst begriffen, wenn sie aus dem Ganzen des Lebens heraus erfaßt wird, in dem sie stand. Darum kann die Wissenschaft vom Hellenentum ihre Grenzen nicht enger ziehen, als sie dem hellenischen Leben gezogen sind. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß diese Wissenschaft in ihrem Leben begriffen ward. Fr. A. Wolff stellte die Forderung auf, A. Boeckh und Fr. G. Welcker begannen den Rahmen, den er leer gelassen hatte, zu füllen. Eine wunderbare Regsamkeit folgte, und mit neuem, großem Erfolge hat sich der Rahmen selbst nur erweitert. Es kam auch eine Zeit, wo Gefahr vorhanden war, daß die Einheit verloren ginge, Archäologie, Geschichte, Sprachwissenschaft und viele andere Disziplinen sich abzulösen drohten und Philologie zur Textkritik zusammen zu schrumpfen begann. Damals erscholl das Lob der philologischen Methode, meist als Selbstlob; hurtig wie nie drehte sich die Mühle der Produktion; es schien aber mehr auf das Mahlen anzukommen als auf das Mehl. Diese Zeit ist überwunden, wenigstens in der Wissenschaft; die schädlichen Folgen für das Ansehen der Philologie wirken freilich noch mit bedauerlicher Stärke nach. Allein die Einheit und Unteilbarkeit der Wissenschaft vom antiken Leben ist kaum noch bestritten, und die Gefahr liegt heute eher darin, daß über dem Blick ins Weite die notwendige konkrete Einzelforschung zu kurz komme . . . Mein Sinn ist immer auf die ganze Wissenschaft vom Hellenentum gerichtet gewesen." (S. 301 f.)

So sehr wir Wilamowitz' Universalität des Geistes bewundern, der Intensivität seines Schaffens und der Individualität, wie sie in seinem Forschen,

Lehren und Leben hervortritt, Anerkennung zollen, alles Eigenschaften, die seine allgemein anerkannte wissenschaftliche Auffassung bestimmten, so zurückhaltend müssen wir sein, wenn es gilt, seine Lebensauffassung zu würdigen.

In dem Kapitel der „Erinnerungen", wo Wilamowitz über seine Kindheit spricht, vernehmen wir, daß er in einer protestantisch-gläubigen Familie erzogen und aufgewachsen ist. „Religionsübungen," sagt er, „gab es im Hause eigentlich nicht. Der liebe Gott und der himmlische Vater, allmächtiger Herr der Natur und des Lebens, gütig, auch wenn er strafte, mit Auge und Ohr im stillen Kämmerlein, auch in jedem Versteck gegenwärtig, das war so sicher und so selbstverständlich, wie daß die Sonne am Himmel wanderte. Weihnachten freute man sich, daß das Christkindlein geboren war, Karfreitag trauerte man, daß Christus ungerecht so schmählich sterben mußte" (S. 57). Auch an der königlichen Landesschule zu Pforta, wo Wilamowitz als Tertianer eintrat, scheint, wie er uns in dem Kapitel „Schülerjahre" erzählt, ein religiöser Geist geherrscht zu haben. Morgen- und Abendandacht umrahmte den Tag; täglich wurde aus der Bibel vorgelesen. Das Tischgebet war das der alten Mönche. Sonntags ging man in die Kirche, ja selbst das persönliche Sündenbekenntnis war vor dem Empfang des Abendmahls gefordert. „Die Kirchengeschichte ward durch Dogmatik ergänzt, sogar Arbeiten geschrieben, aber es diente der Gläubigkeit nicht, daß wir die Beweise für das Dasein Gottes, vom ontologischen bis zum moralischen ausarbeiten mußten, die Schlußkraft mathematischer Sätze erhielten sie doch nicht" (von uns gesperrt). (S. 82).

Dieser letzte Satz muß befremden. Gottesbeweise können doch gar nicht die Schlußkraft mathematischer Lehrsätze erhalten. Letztere gehören in den Bereich der innerlich evidenten Sätze, die den Verstand zur Beistimmung zwingen, die Gottesbeweise aber in den Bereich der äußerlich evidenten Sätze oder der evidenten Credibilität, die nicht wie die innere Evidenz zur Beistimmung zwingt, sondern bloß der Vernunft jeden berechtigten Grund entzieht, auf welchen hin sie die Beistimmung verweigern könnte. Es muß bei den Beweisen der letztern Art der Wille hinzukommen, um den Verstand zur Zustimmung zu bewegen ... Wilamowitz steht hier offenbar auf dem Standpunkt jener Philosophen der Neuzeit, die durch die Erfolge der mathematisch betriebenen Naturwissenschaften verleitet, als Ziel der Erkenntnis eine mathematische Gewißheit hinstellen. Dabei aber übersehen sie, daß die mathematische Gewißheit mit ihrer anschaulichen Evidenz notwendig da aufhören muß, wo der Inhalt der Begriffe reicher wird als bei den Zahlen und Raumformeln. Ihre Forderung führt entweder zu einer rein mechanischen Auffassung der Natur (Materialismus) oder zu einer Konstruktion der Weltauffassung aus reinen Begriffen (zur mathematischen Methode Spinozas) [1]) Ein Schließen vom Sinnlichen auf das Uebersinnliche nach der Methode der Scholastik, wobei die Wirklichkeit den Ausgangspunkt für den denkenden Aufstieg zu Gott bildet, die Welt des Tatsächlichen aber in ihrer Zufälligkeit und Bedingtheit wie in ihrer zweckvollen Ordnung auf eine erste Ursache von absoluter Selbständigkeit, Macht und Intelligenz hinweist, aus der sich nicht nur die Entstehung, sondern auch der Fortbestand der Welt erklärt, will Wilamowitz offenbar nicht gelten lassen. Die Scheu vor dem Metaphysischen, die heute so weiten Kreisen der Gelehrten eigen ist, kennzeichnet auch seine Denkart und Weltauffassung.

Der Glaube an Gott, Unsterblichkeit und Ewigkeit scheint des öftern aus den Schlußsätzen seiner Grabreden auf verstorbene Kollegen hervorzubrechen. So schließt z. B. der schöne Nachruf auf seinen Göttingerkollegen Lagarde am Weihnachtstage mit den Worten: „So wollen wir ihn denn hinaustragen auf den Gottesacker, den Gottes Sonne scheidend überstrahlt, und finde er eine sanfte Ruhestätte am Feste des zunehmenden Lichtes des Euangelions, das für ihn stets die frohe Botschaft war. Es wird keine Entweihung (!), sein, wenn wir als Scheidegruß ihm über den Sarg zurufen: Preis Gottes in den Himmelshöhen und auf Erden Friede unter den Menschen seines Wohlgefallens." Die Grabrede auf Georg Kaibel klingt in den Worten aus: „Zeuch hin, du freie, fröhliche Seele in Gottes heilige Ewigkeit." Und die auf Friedrich Leo, mit dem ihn eine 40jährige Freundschaft verband: „Vom Irdischen nehmen wir Abschied, die Seele bleibt, bleibt bei uns, auch wenn sie heimgekehrt ist in ihre Heimat, in den Schoß des ewigen lebendigen Gottes." (S. 243.)

Daraus möchte man schließen, daß Gott und Ewigkeit einen wirklichen Einschlag in Wilamowitz' Lebensanschauung bildeten. Allein, andere Sätze seiner „Erinnerungen" verraten eine von dieser wesentlich verschiedene religiöse Einstellung. So lesen wir Seite 132: „Wer die Hellenen liebt und sich zu sagen getraut, daß sie ihre göttlichen Personen in vollkommenerer göttlicher Schönheit zu bilden vermocht haben, als es den Christen mit den ihren gelungen ist, muß auf der anderen Seite den ungeheuren Vorzug anerkennen, daß die Christen eine heilige Geschichte hatten, von der Schöpfung bis zum Weltgericht. Die Hellenen sind sich immer bewußt gewesen, daß man von Göttern nur Mythen erzählen kann, Musenwerk, und ihre Weisen boten nur Dogmata, Meinungen. Die Christen behielten

[1]) Vgl. Mausbach: „Religion, Christentum, Kirche" I. Band, S. 16 f.

das Wort und legten den Widersinn hinein, daß das Dogma der Kirche unanfechtbare Wahrheit wäre. Aber diese Theologie, welche aus Raffaels Disputa spricht, ist in ihrer alles beherrschenden Selbstgewißheit eine unvergleichliche Erscheinung, auch sie mag dem gehorsamen Glauben Frieden bringen. Freilich, Bestand konnte der Wunderbau nicht haben. Dichter und Maler hielten sein Bild in letzter Stunde fest. Die ewig fragende hellenische Wissenschaft, von der in jener Theologie nicht weniger steckte als von hellenischer Mythologie in der heiligen Geschichte und von hellenischem Erbe in den Künsten, lehrte den Menschen fragen, zweifeln, suchen, suchen in Ewigkeit die ewig unerreichbare Wahrheit. Eben darum bedarf die Wissenschaft der Ergänzung, wie sie die stille Andacht vor den Werken der echt religiösen Kunst gewährt. Wohl offenbart sich die Gottheit unmittelbar in der Natur, aber das sind die niedern Weihen; zu den höhern führen uns die gottbegnadeten Menschen, die uns die ewig unsichtbare, unfaßbare Wahrheit in dem Schleier der Dichtkunst und der bildenden Künste oder den Klängen der Musik zeigen, in dem Abglanz, den zu schauen der Sterbliche allein vermag. Es ist nur ein Bild, kann und will nicht mehr sein, und wir sollen das nicht vergessen; aber das Gebot des wahren Gottes lautet: du sollst dir ein Bildnis und ein Gleichnis machen."

In einer das religiöse Gemüt geradezu verletzenden Weise wird hier Hellenentum und Christentum einander gegenübergestellt. Unter den göttlichen Personen der Hellenen sind offenbar die Götter Griechenlands gemeint, unter den göttlichen Personen im Christentum die die göttliche Wesenheit bildende Dreizahl; denn andern Personen kann das Prädikat göttlich nicht zukommen. Wilamowitz geht jede tiefere Erkenntnis des Christentums ab; ihm gilt sowohl die griechische wie die christliche Religion bloß als Menschenwerk, womit der übernatürliche Charakter des Christentums geleugnet ist. Das angestrebte Ziel beider Religionen ist nach ihm die Schönheit, wobei die Griechen noch den Sieg davontragen, da sie ihre Personen „in vollkommenerer Schönheit" schufen. Das letzte Ziel der Religion ist aber nicht Schönheit, sondern Wahrheit. Gerade bei den weisesten Griechen, wie Sokrates, Platon und Aristoteles war doch der letzte Zweck ihres Forschens die Wahrheit und nicht die Schönheit. Wilamowitz kommt deshalb in seiner Lebensauffassung über einen gewissen Aesthetizismus nicht hinaus. Daran ändern auch seine Lobesbezeugungen und Zugeständnisse an das Christentum nichts; denn was ja die heilige Geschichte, worunter offenbar die Bibel gemeint ist, an ewigen Wahrheiten enthält, wird ja doch von ihm nur als „frommer Trug" gewertet. Einzig die Griechen hätten die wahre Auffassung gehabt, meint er, die vom Göttlichen nur Mythen erzählten, nur Meinungen boten, während die christlich-kirchliche Auffassung vom Dogma als Inbegriff unfehlbarer und unanfechtbarer Wahrheiten widersinnig und daher verwerflich sei. Damit wird alles dogmatische Christentum abgelehnt. Dichter und Maler sind die Priester dieser Religion.

Wilamowitz geht aber noch weiter. Er stellt selbst die Möglichkeit der Erkenntnis der objektiven Wahrheit in Abrede. Sein Ideal ist die ewig fragende hellenische Wissenschaft, die den Menschen die Wahrheit ewig suchen lehrt. Erkenntnistheoretisch steht hier unser Philosoph auf dem Standpunkte Lessings, dessen Ausspruch bekanntlich lautete: „Hielte Gott in seiner Rechten die Wahrheit, in seiner Linken das Streben nach Wahrheit, ich fiele ihm demütig in die Linke und spräche: „Gib mir das Streben nach Wahrheit, die Wahrheit ist ja doch nur für dich allein" (Duplik). Doch ein Suchen um des Suchens Willen ist ein Unding. Zweck alles Suchens ist das Finden. Ist letzteres ausgeschlossen, steht man auch von Ersterem ab. „Bedauernswert," sagt St. Augustinus, „sind die Menschen, die gegen das Erkannte gleichgültig und nach Neuem begierig sind, die lieber lernen als erkennen, wo doch die Erkenntnis der Zweck des Lernens ist."

Daß ein ewiges Suchen der Wissenschaft den Menschen nicht befriedigen kann, fühlt Wilamowitz selbst und meint daher, die Wissenschaft bedürfe einer Ergänzung, „wie sie die stille Andacht vor den Werken der echt religiösen Kunst gewährt." Wieder bloß ästhetische Werte, statt ethischer und religiöser. Was die Ausdrücke „offenbaren", höhere und niedere Weihen" usw. anbelangt, so sind das hier nichts anderes als ganz und gar unangebrachte Tropen. „Zu den höhern Weihen führen uns die gottbegnadeten Menschen, die uns die ewig unfaßbare Wahrheit in dem Schleier der Dichtkunst und der bildenden Künste oder den Klängen der Musik zeigen," meint er. Die höchsten Offenbarungen der Gottheit liegen also in Poesie, Kunst und Musik. Letztere bildet auch das stärkste Trostmotiv in der Grabrede auf Kaibel, wo er zu den Kindern des Verblichenen spricht: „Ihr habt euern Vater zum Teil noch nicht gekannt. Wenn es euch einmal gelingt, durch die Macht der Töne ein erhabenes Kunstwerk so zu verkörpern, daß alles Menschliche, alle Mühsal und Eitelkeit entschwindet, und daß euere Seele kein anderes Gefühl mehr hat als die Andacht vor der heiligen Schönheit, dann ist der Geist eures Vaters über euch." Wilamowitz' Anschauung deckt sich mit der eines Goethe, der sagt: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat Religion," oder noch mehr mit der eines

David. Fried. Strauß, der für die Lektüre der großen Dichter und das Anhören von Opern schwärmt und darin das größte Glück der Erdenkinder sieht . . . Es berührt peinlich, wie der sonst so gründliche Gelehrte Wilamowitz als Philosoph so gar nicht tief in die großen Fragen des Daseins eindringt und die Abgründe des Lebens mit dem Spinnengewebe ästhetischer Reflexionen überbrücken zu können meint. Als körperliche und geistige Kraftnatur, die noch mit 80 Jahren den Stempel einer gewissen Unverwüstlichkeit aufweist, getragen von Gunst und Erfolg, vermag er es nicht, sich den Menschen als abhängiges und zerbrechliches Gefäß zu denken, für den der Schmerz des Lebens ohne Gott und ohne religiösen Trost doppelt stechend ist. Wilamowitz erinnert in mancher Hinsicht an das Schoßkind des Glückes, Goethe, dessen Weltanschauung ja auch in einem jede übernatürliche Offenbarung und Gnadenwirkung ausschließenden Humanitätsgedanken wurzelte, dessen Religion lediglich in der Neigung zum Schönen bestand, nur daß dieses Schöne nach der jeweiligen Stimmung wechselte, während es sich bei Wilamowitz stark auf das Griechentum konzentriert. Die Griechen sind ihm alles, die Mustermenschen schlechthin, schließt er doch sein Werk: „Staat und Gesellschaft der Griechen" mit den Worten: „Heute wissen wir, daß das hellenische Wesen nach jeder neuen Periode der Verfinsterung mit sieghafter Lebenskraft hervortreten wird. Denn es ist gegründet auf den Glauben an die Autarkie der menschlichen Vernunft in der Erkenntnis der Dinge; an die Autarkie des der Vernunft gehorchenden Willens in dem sittlichen Handeln; an die Herrschaft des Guten in der Gotteswelt und in der Menschenseele." Auf das Uebertriebene dieser Behauptungen des nähern einzugehen, würde uns zu weit führen. Wie fern Wilamowitz jedem Christentum steht, zeigt auch der Schlußsatz seines oben angeführten Ausspruches, wo er an die Behauptung, Dichter und Künstler seien die gottbegnadeten Menschen, die uns die ewig unfaßbare Wahrheit unter dem Schleier der Dichtkunst, der bildenden Kunst und Musik erschlössen, die Bemerkung knüpft: „Das ist nur ein Bild; aber das Gebot des wahren Gottes lautet: „Du sollst dir ein Bild und ein Gleichnis machen." Nein, so lautet das Gebot des wahren Gottes nicht, sondern: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben, du sollst dir kein Bild machen noch ein Gleichnis von etwas, was im Himmel oben und auf der Erde unten ist." (Exod. XX, 1—5).

Wilamowitz' „Erinnerungen" sind gewiß eine wertvolle Rückschau auf ein über 50 Jahre hinausreichendes, ungemein arbeits- und erfolgreiches Menschen- und Gelehrtenleben, das durch die Beziehungen mit den bedeutendsten Männern der jeweiligen Zeit und durch die Stellungnahme zu den verschiedenen Problemen jedem Gebildeten eine Fülle von Anregungen bietet. Seine Lebensanschauung aber müssen wir ablehnen. Unseres Erachtens liegt in der Verkündigung eines solchen humanistischen Credo eine religiöse Gefahr, die manchen bestimmen könnte, nur mit Zurückhaltung für die humanistische Bildung einzutreten. Der Mangel an aufrichtigen Vertretern eines christlichen Humanismus auf den akademischen Lehrstühlen fällt heute ganz besonders ins Gewicht.

Zunftstube

Zur **griechischen Syntax.** Kaegi: Kurzgefaßte Grammatik behandelt §§ 195—199 die Anwendung von Infinitiv und Partizip. Die vielen Paragraphen und Nummern können zum großen Teil auf eine Hauptregel zurückgeführt werden, die lautet:

Das Partizip bezeichnet etwas Tatsächliches, Gegenwärtiges, Sicheres;

Der Infinitiv (Acc. m. Inf.) bezeichnet etwas Erwartetes, Zukünftiges, Unsicheres.

Man gehe die genannten Paragraphen und Regeln durch, und man wird überall diese Hauptregel aus ihnen heraus erkennen. Sie gilt nicht bloß für die Verben der Wahrnehmung, sondern auch für die der Aussage. Bei letztern kann noch hinzugefügt werden, daß für die Aussage von Tatsächlichem, Sicherem statt des Partizips auch ὅτι stehen kann, nie aber für etwas Erwartetes, Unsicheres statt des Infinitivs; daher hat auch ὅτι = daß, in der Aussage nie den Konjunktiv und steht nie bei φημί. Die Hauptregel erklärt auch deutlich die verschiedene Bedeutung des Partizips und Infinitifs bei αἰσχύνομαι, ἄρχομαι, φαίνομαι, cf. § 198, Anm. 5. Sie ist ferner so einfach, daß sie gleich bei einer eingehenderen Besprechung des Infinitifs und Partizips in der Formenlehre mitbehandelt und aus jeder Seite des Xenophon herausgelesen werden kann. So bekommen die häufigen Partizipien und Infinitive ein neues Licht.

Wie diese können auch andere Regeln der Syntax mit großer Leichtigkeit bei der Formenlehre mitgenommen werden, vor allem die vom Deutschen abweichenden Kasus der Verben und das Wichtigste der Moduslehre. Damit ist der spätern Grammatikstunde vorgearbeitet, die sehr vorteilhaft möglichst enge mit der Lektüre von Xenophon, Lysias und event. Demosthenes verbunden wird. Die Regeln müssen aus dem Klassiker heraus verstanden, aber nicht aus der Grammatik auswendig gelernt werden. Wir treiben — zum Unterschied vom Lateinischen — doch griechische Syntax, um den Urtext zu verstehen, aber nicht, um griechische „Stilübungen" zu machen. Die Uebersetzung aus dem Deutschen war für das Einprägen der Formen notwendig: für die Syntax kann sie leicht entbehrt werden. H. V.

Bücherecke

Welter, Dr. Nikolaus, **Geschichte der französischen Literatur.** Sammlung Kösel 106/108 XI und 476 Seiten. Preis in Ganzleinen Mark 9.—. Verlag Kösel & Pustet, München. 1928.

Die letztes und vorletztes Jahr erfolgten Neuauflagen des 1909 erstmals erschienenen Werkes sind sprechende Zeugen seiner wachsenden Beliebtheit. In der Tat hat die Fachkritik nur e i n e Stimme des Lobes für die Meisterschaft, womit hier auf knappstem Raum, in klarer, anziehender Darstellung, mit unbestechlicher Ruhe und Sicherheit des Urteils ein Riesenmaterial geordnet und gewürdigt wird. Der feinsinnige Dichter und der gediegene Literaturhistoriker reichen sich in Welter die Hand. Seine sachlich vertiefte, durch und durch selbständige und immer vornehme Behandlung der verschiedenen literarischen Erzeugnisse weckt Vertrauen, und man fühlt dabei schmerzlich, wie selten literarische Darstellungen geworden sind, die bei aller Aufgeschlossenheit für moderne Strömungen doch nicht einem reinen Aesthetizismus oder der Einseitigkeit eines andern „Ismus" huldigen. Welters grundsätzliche Einstellung und Darstellungsweise erinnert uns stark an jene Pater Albert Kuhns in seinem „Grundriß der Kunstgeschichte"; eine bessere Empfehlung wüßten wir dem Buch nicht mitzugeben. R. L.

Viëtor, Wilhelm, **Die Aussprache des Schriftdeutschen.** Mit einem Wörterverzeichnis der amtlichen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung", in phonetischer Umschrift, sowie phonetischen Texten. X und 137 S. 11 Aufl. Leipzig, O. R. Reisland. Geb. Mk. 3.40.

Der rühmlichst bekannte Verfasser des „Deutschen Aussprachewörterbuches" hat hier ein Werk geschaffen, das, abgesehen von dem für Schüler empfindlich hohen Preis (der allerdings aus der reichlichen Verwendung der phonetischen Umschrift verständlich wird) alle Vorzüge eines Lehrmittels in sich schließt. Es ist vollständig, ohne auf alle Launen der Bühnensprache einzutreten, und bei aller Knappheit klar im Ausdruck. Den von Viëtor vorgeschriebenen Regeln kann sich auch der Schweizer unbedenklich anschließen. R. L.

Günther, Dr. Hans F. K., **Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes.** Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 147 Abbildungen im Text und auf Tafeln. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1929. Geh. M. 6.50; in Leinen geb. M. 8.—.

Ein Buch, das man nicht ohne heilsame Ergriffenheit aus der Hand legt und das wie wenig andere die Gegenwartsnähe der Antike grell beleuchtet. Der Verfasser weist an Hand einer erdrückenden Stoffülle nach, daß die Rassenverschlechterung eine Hauptursache des Zerfalls der alten Kulturen bildete. Der Weg dazu war der gleiche wie heute: Verstädterung, Wohlleben, Lockerung des Familiensinnes, Geburtenbeschränkung, Ehescheu, Zerrüttung des Bauernstandes, wachsende Entnordung durch den Rückgang der führenden Schichten. Das Schicksal der alten Völker erhält unter diesem Blickpunkt eine erschütternde Aktualität. Aber auch das Verständnis der alten Geschichte selbst gewinnt ungeahnte Förderung. Mit ganz anderm Auge betrachtet man die Gesetzgebung der Griechen und Römer, zumal den spartanischen Staat, die beständigen Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern, die Reformversuche der Gracchen und so vieles andere. Freilich führt die völkisch-germanische Einstellung den Verfasser zu manchem ungerechten Vorurteil. Welcher Erhebung auch die nicht nordischen Rassen unterm Einfluß des Christentums fähig sind, beweist die ganze Missionsgeschichte. Ueberhaupt führt Günther den Rasse-Standpunkt allzu einseitig ins Feld; er übersieht neben den biologisch-soziologischen Einflüssen die rein ethischen. Darum kommt auch das Urchristentum bei ihm so schlecht weg. Die Ausstattung des Werkes ist nach jeder Richtung tadellos. R. L.

Freytags Welt-Atlas 1929. 255 Karten auf 142 Seiten mit geographischem Namensverzeichnis. Preis in Orig. Leinw. M. 15.50.

Prof. Hickmanns geogr. statist. **Universal-Atlas.** 96 S. Text, 100 in vielfachem Farbendruck ausgeführte Tafeln. Vollständig neu bearbeitet von Dr. Alois Fischer. Preis in Orig. Leinwand M. 12.50. Beide aus der Kartogr. Anstalt Freytag und Berndt A.-G., Wien.

Das durch den Weltkrieg mächtig gesteigerte Interesse an der Erd- und Völkerkunde findet in diesen handlichen und sehr preiswürdigen Bänden reiche Befriedigung. Die geographischen Karten sind durchwegs sauber ausgeführt, wenn man auch da und dort eine vermehrte Hervorhebung der Bodengestaltung wünschen möchte. Die vielen Spezialkärtchen sind ein besonderer Vorzug der Freytagschen Ausgabe. Ein Wörterverzeichnis von rund 45 000 Namen macht die Benutzung auch dem Nichtgeographen leicht. Der Universalatlas enthält eine Unsumme interessanter und wertvoller statistischer Angaben über Regierungsform, Staatsoberhaupt, Flächenraum, Einwohnerzahl, Bevölkerungsdichte, Maße, Gewichte, Boden- und Industrieprodukte, Außenhandel usw. aller Staaten, zum großen Teil durch Tafeln und Diagramme fesselnd veranschaulicht. Das Klein-Quer-Quart Format erlaubt die Einreihung in jedes Bücherregal. Ein schönes und sehr nützliches Geschenk an den Gebildeten jeder Richtung. R. L.

„Lehren ist eine Kunst, dazu muß man geboren werden; lernen läßt sich nur das Handwerk an den Meistern, die es vorgemacht haben, und nicht zum wenigsten an dem Erfolge bei den Studenten. Auch hier gilt: Probieren ist besser als Studieren, und die Erkenntnis der Dummheiten, die man zu begehen doch nie zu alt wird, hilft weiter: wenn man erst mit sich selbst zufrieden ist, sollte man schon vorher aufgehört haben". (Ulr. von Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen 290.)

15. Jahrgang Nr. 5 1. August 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Zur Methodik des Religionsunterrichts an der Sekundarschule — Pierre l'Ermite — Das Schülergedicht — Zunftstube — Bücherecke

Zur Methodik des Religionsunterrichts an der Sekundarschule

P. J. R.

Die Schüler meiner zweiklassigen Sekundarschule stammen mit wenigen Ausnahmen aus industriellen Kreisen und sind, da hiesige Gemeinde zu wenig Lern- und Verdienstmöglichkeit bietet, genötigt, nach Erledigung der zweiten Klasse in die Welt hinauszugehen. Wie sollte ich nun den Religionsunterricht gestalten, um meine Buben religiös möglichst gründlich und möglichst allseitig gebildet entlassen zu können? Ich bin ja gewiß nicht der einzige, der auf der Suche nach einer Lösung dieses Problems sich Kopfzerbrechen gemacht hat. Alte Schüler erzählen mir, wie Andersgläubige auf sie mit Fragen einstürmen, deren Beantwortung gewiß hie und und da auch Gelehrten für den Augenblick unerwartet kommen könnte.

Wie das Problem lösen: möglichst gründlich und möglichst allseitig?

Zu Anfang meiner Tätigkeit als Religionslehrer benützte ich ein Lehrbuch, das mich aber mit der Zeit nicht mehr befriedigte. Dann griff ich wieder zum Katechismus. Doch bald bemerkte ich, daß meine Buben, nachdem sie dieses an sich durchaus gediegene Lehrmittel bereits während sechs Jahren gebraucht hatten, lieber etwas anderes in Händen gehabt hätten. Ich sann nach und sann nach. Die Tatsache nun, daß viele meiner Schüler in protestantischen Gegenden ihre Lehrzeit und nachher auch ihre Gesellenjahre verbringen, woran ich eben nichts ändern kann, brachte mich auf den Gedanken, die hl. Schrift wieder zu Ehren zu ziehen. Wozu nennt man sie denn das Buch der Bücher? Rücken Andersgläubige meinen Schülern später nicht gerade mit Bibelfragen auf den Leib und werfen ihnen vor, sie, als Katholiken, seien in der Bibel so unbeschlagen? Diese zwei Umstände ließen nun in mir folgenden Gedanken reifen: Ich nehme wieder die Bibel zur Hand und lehre anhand der Bibel die Glaubenssätze und Sittenlehre unserer hl. Religion. Nicht Bibel allein, sondern Dogma und Moral aus der Bibel. Die hl. Schrift war vor der Reformation das eigentliche Religionsbuch, und daß sie es heute nicht mehr ist, muß zum Teil der damals in den Vordergrund tretenden Apologetik zugeschrieben werden.

Dogma und Moral aus der Bibel. Durchgehen wir einmal die Nummern unserer Schulbibel, und wir werden darin fast den ganzen Schatz unserer Glaubens- und Sittenlehre finden, nicht nur nüchtern lehrhaft dargestellt wie in einem Katechismus, sondern umrahmt und lebendig gestaltet durch irgend ein Ereignis aus dem Leben des Herrn oder der Apostel. Religionsunterricht wird hier zum Anschauungsunterricht, ohne daß man sich dabei in die Extreme des letztern verlieren muß.

Ich benütze als Lehrmittel nur die Geschichte des neuen Testaments nach der Schulbibel von Dompropst A. Walter, die meine Schüler von der Primarschule her schon besitzen. Für die im Zusammenhang mit den einzelnen Nummern jeweils zu behandelnden Glaubens- oder Sittenlehren ziehe ich möglichst selten den Katechismus zu Hilfe, sondern meine Schüler müssen die Hauptpunkte als Skizzen in ein Oktavheftchen schreiben und für das übrige Verstand und Gedächtnis gebrauchen. Es ist staunenswert, was die Jungen leisten können, wenn man sie zwingt, zu denken und zu behalten, und ihnen diesbezüglich etwas zutraut. Natürlich setzt diese Methode eine gründliche Erklärung in der Schule mit Repetition der Hauptpunkte vor Stundenschluß voraus.

Bevor ich jedoch auf Einzelheiten näher eingehe, möchte ich noch mitteilen, wie diese Methode von Praktikern und Gelehrten beurteilt worden

ist. Ich hatte nämlich nicht die Ansicht, daß meine Versuche die Welt erobern und das Alleinseligmachende zeitigen würden. Darum präsentierte ich sie fast mit einem gewißen Mißtrauen mehreren Kollegen zur Beurteilung. Mein ehemaliger Dogmatikprofessor wollte nichts davon wissen. Mein Morallehrer dagegen munterte mich auf, tapfer zuzugreifen, da er diese Art Religionsunterricht als die richtige ansehe. Derselbe Bescheid wurde mir auch nach einigem Mißtrauen seitens eines Exegeten zuteil. Dann legte ich meine Gedanken einem Morallehrer, der jahrelang als Seelsorger in der Praxis gestanden hat, zur Begutachtung vor, indem ich ihm mein Vorbereitungsheft unterbreitete. Seine Antwort lautete durchaus ermunternd. Derselbe Bescheid wurde mir seitens eines Jesuitenpaters in Belgien zuteil, der auf jahrzehntelange Praxis zurückblicken kann und in Brüssel an der Spitze einer Pfarrei steht. Im gleichen Sinne lautete die Antwort des Obern der französischen Mission der Maristen in London, den ich persönlich aufgesucht habe.

Warum habe ich soviele Gutachten eingeholt? Weil ich meine Idee nirgends in die Praxis umgesetzt sah und ihr deshalb etwas mißtrauisch gegenüberstand. Denn meine Jungen sollten doch nicht gerade in diesem Fache meine Versuchskaninchen werden. Nach all diesen Aufmunterungen aber zögerte ich nicht länger, mit vollen Segeln die Route einzuschlagen, und ich habe es bis jetzt nicht zu bereuen gehabt. Die Schüler arbeiten mit Interesse, und ich selber, ich gestehe es offen, verstehe manche Zusammenhänge zwischen Bibel und Katechismus besser.

Soweit die Erläuterungen. Nun die Praxis! Diese Methode verlangt vom Religionslehrer vor allem unverdrossene Arbeit, bis er sich hineingelebt, die nötige Literatur studiert, analytisch und synthetisch verarbeitet hat. Ich meinerseits möchte es nicht einmal wünschen, daß z. B. ein Lehrbuch im Sinne dieser Methode herausgegeben würde; nicht für den Schüler, der sich gewöhnen soll, Verstand und Gedächtnis frei zu gebrauchen, nicht für den Lehrer, da ein Lehrbuch gar oft einer gründlichen Vorbereitung hindernd im Wege steht. Doch könnte ein Plan, der kurz zeigt, wie die Geschehnisse aus dem Leben des Herrn und der Apostel die Glaubens- und Sittenlehren widerspiegeln, große Dienste leisten. Ein solcher soll darum in der nächsten Nummer dieses Blattes für ein Jahr Religionsunterricht, wie ich ihn mir denke, mit einigen Bemerkungen versehen, folgen.

Pierre l'Ermite

Par le P. Christophe Favre, Stans.

Pierre l'Ermite aura connu tous les succès. Ses nombreux livres se rééditent sans cesse ; quelques-uns en sont au 100e mille ; ils sont traduits en anglais, italien, allemand, espagnol, etc.; plusieurs ont passé sur l'écran ou ont été adaptés à la scène. Et depuis 40 ans, où il envoyait son premier article à un quotidien de Paris, il recrute chaque jour de nouveaux et fervents admirateurs. Voilà des faits qui, vu la tenue morale et l'orientation de ses livres, excluent la possibilité d'un engouement même tenace. Le bluff le mieux monté ne connaît pas des succès de cette durée et de cette ampleur. Il y a donc tout intérêt à lire, ou relire, les 18 volumes sortis de cette plume, d'essayer d'en dégager les grandes lignes et les idées directrices, enfin de caractériser l'originalité et le talent de leur auteur.

* * *

Pierre l'Ermite est, tout le monde le sait, le pseudonyme de l'abbé Edmond Loutil. Ce Parisien consommé par son esprit n'est cependant pas né à Paris. C'est un provincial. Il a vu le jour le 17 novembre 1863 à Mohon, dans les Ardennes. Mohon, vous ne le trouverez pas sur vos cartes ni dans vos lexiques. Mais, soyez en sûrs, c'est un beau village, entouré de prairies fertiles, aux côteaux ondoyants et aux horizons variés. Et ce 17 novembre un joli soleil d'arrière automne caressait Mohon et dorait ses vieilles fermes.

Sa mère, une excellente chrétienne, lui apprit à prier, soigna pieusement la frêle plante et lui montra le crucifix. Alors il comprit, pour employer une pensée du début de l'Emprise (p. 3), que « la vie est une montée ou une descente vers le néant, et que la montée est pour les forts et que la descente est pour les faibles, et que les forts choisissent dès le début et ne retournent jamais en arrière, et que les faibles vont, viennent, montent, descendent, s'inquiètent et piétinent sur place comme les dindons sur une tôle chaude.»

Cette idée lui est familière ; on peut lui accorder une valeur d'autobiographie. Au commencement de la Grande Amie, il écrira également : « Il y a dans la vie des individus comme dans celle des collectivités, certaines heures solennelles, où tout s'aiguille dans un sens ou dans un autre, mais absolument contraire . . . Il semble qu'on appareille

sans moyen terme vers le bonheur ou vers l'adversité.»

Quant à lui, nouvel Hercule à la croisée des chemins, il choisit la montée, et désormais les étapes vont se succéder aux étapes. C'est d'abord le petit Séminaire, puis le grand Séminaire chez les Sulpiciens. Ici une grave maladie faillit briser sa carrière ; mais ce ne fut que la première grande expérience de la vie. La tuberculose joue un grand rôle dans plusieurs de ses livres. Le brutal diagnostic des médecins est pris sur le vif ; dans la Grande Amie, Odile est consumée lentement et emportée par la terrible maladie ; Isidore, dans Restez chez vous, la trouve à Paris.

Lui-même en réchappa ; mais il avait sondé le gouffre, et désormais il ne cessera de crier gare aux imprudents provinciaux qu'attire la capitale.

Après avoir pris un grade de licence en théologie à l'Institut catholique, il fut ordonné prêtre en 1888. Il débuta dans le saint ministère comme vicaire à Clichy, un quartier populeux et ouvrier de la banlieux parisienne. Ces premières années d'activité dans ce milieu seront décisives pour lui. C'est ici qu'il a vu la mansarde, l'ouvrier poussant le wagonnet ou éclairé par la lueur sinistre des fours, les salles d'hôpital, les scènes de grève et de sang, de quoi remplir de choses vécues d'innombrables pages de romans ; ici il a fait la connaissance de Mufflo, le mangeur de curés ; ici il a taillé sa bonne plume et envoyé au P. Bailly ses premiers articles pour la Croix, inaugurant un ministère qu'il mènera parallèlement à l'autre.

Après un stage de vicaire à Saint-Pierre du Chaillot, il fut nommé curé de Saint-Jean de Montmartre ; actuellement il est à la tête de l'importante paroisse de Saint-François de Sales, et il est chanoine honoraire de Paris et de Bayonne.

* * *

Les lecteurs de Pierre l'Ermite se sont sans doute quelquefois posé la question : « Où ce prêtre prend-il le temps pour écrire tant de livres? Car enfin, la profession de curé n'est pas une sinécure et ne donne pas des loisirs, aujourd'hui moins que jamais. Lhande et d'autres nous dépeignent le ministère dans la capitale française comme très absorbant. Comment notre auteur peut-il mener de front ses obligations de pasteur et sa besogne d'écrivain? »

Dans un interview publié par l'Echo de Paris, le 28 mars dernier, lui-même nous a livré son secret : Il faut savoir profiter des quarts d'heure et puis tirer parti de tout. « Il a sa manière de regarder les choses et les gens, de parler, de prendre des notes et de classer ces notes. Sur sa table — une table minuscule, dont un écolier moderne ne se contenterait pas, bien sûr, — cinquante, cent, deux cents bouts de papier s'écrasent entre un serre-livres et le mur. Fiches? Notes? Cartons? Non point! . . . Je vous l'ai dit: des bouts de papier, des lettres pliées en deux ou quatre, des déchirures de journaux, des cartes postales, des dos d'enveloppes, des couvertures de revue, des feuilles de cahiers, des prospectus, et sur chacune et sur chacun, un mot, deux mots, quelquefois trois, rarement quatre, jamais plus.

Cela lui suffit.

Ce sont des sujets d'articles cueillis au hasard, notés sur le vif, tout chauds, synthétisés en vingt syllabes évocatrices qui attendent leur tour d'être choisies.»

Il a une prédilection pour Noirmoutiers ; il y conduit chaque année, pendant les vacances, ses colonies scolaires et il y écrit ses romans.

* * *

Voilà l'homme et le secret de sa fécondité littéraire. Voyons maintenant son œuvre, non pas toute l'œuvre mais ses romans seulement. Le publiciste nous occupera une autre fois. On a dit de Bossuet qu'il n'envisageait pas la prédication comme un métier mais comme un ministère sacré, comparable à celui du prêtre qui offre le sacrifice de la messe. Pour Pierre l'Ermite aussi, écrire des romans n'est pas un métier comme pour Balzac, Flaubert ou Daudet ; c'est une partie de son ministère ; il n'est pas un homme de lettres, mais un homme d'action, et le roman n'est chez lui qu'un moyen au service d'une idée supérieure.

Lacordaire a dit: « Dès qu'une âme a la foi, elle est apôtre ». Impossible, en effet, de connaître Dieu et d'aimer les âmes sans désirer donner Dieu aux âmes et les âmes à Dieu. Pierre l'Ermite est prêtre ; il ne le serait qu'à demi ou ne le serait pas, s'il n'était apôtre. Comme prêtre, il a l'occasion de faire chaque jour la connaissance intime de tous les maux qui travaillent notre société. Que de fois il a dépeint le prêtre, non pas fantaisiste, original, goguenard, vieux garçon, fumeur de pipe, mais le prêtre tel qu'il est en réalité, comme conseiller, père et médecin des âmes. « Ma messe dite, je commence à recevoir des visites. Vous connaissez l'escalier qui

grimpe à mon bureau à Saint-François de Sales? Eh bien! lorsque la salle d'attente est pleine, l'escalier, à son tour, se garnit de monde. Les gens s'assoient sur les marches. Cela dure jusqu'à 11 heures, souvent midi... L'après-midi je vais voir mes malades, mes pauvres, mes œuvres, mon secrétariat social, mes patronages, mes scouts. Je rentre pour recevoir encore des visites, consoler, soulager, réconforter, diriger, magnifier.»

Témoin de tant de misères et de maux, son cœur de prêtre souffre. Il faut aider et aider par tous les moyens. La presse et le roman sont deux puissants véhicules du mal, des fausses doctrines. Pourquoi n'en pas faire le véhicule des idées saines et du bien?

Le voilà désormais publiciste et romancier. Il publie un bulletin paroissial: La Plaine; chaque semaine la Croix de Paris apporte un article de fond signé de sa plume, et les livres se succèdent aux livres..

* * *

Parmi les épaves que Paris jette dans ses hôpitaux, les « déracinés » ont le plus ému le cœur de Pierre l'Ermite au début de son ministère: jeunes et robustes gars de la campagne qui n'ont pas su résister à la tentation; on fait miroiter à leurs yeux les quatre, cinq ou dix francs qu'on gagne par jour dans la capitale, les plaisirs sans nombre de la grande ville. Alors durant des semaines et des mois ils ont comparé ce mirage avec leur dure existence de paysan et, un beau jour, ils ont débarqué à Paris. La suite: c'est la misère, c'est la tuberculose, c'est l'hôpital: résultat habituel de la lutte entre la campagne et la grande ville, entre la terre et l'usine.

Tel est le sujet de l'imposante trilogie: Restez chez vous, La Grande Amie et L'Emprise.

Restez chez vous, c'est l'histoire parallèle de deux jeunes gens, Isidore et Clément. Isidore, un bon campagnard, a tout ce qu'il faut pour être heureux au milieu de ses champs; mais le tentateur, dans la personne d'un ami établi à Paris, fait son œuvre. Isidore dit adieu au bien-être, au bonheur, à la santé; nous le voyons un moment pousser les wagonnets et bientôt échouer lamentablement à l'hôpital. Clément, un naufragé qu'une famille de Noyon a recueilli, est un ami d'Isidore; mais sa destinée est moins sombre; après ses études nous le trouvons à Paris comme médecin stagiaire; cette situation ne lui inspire pas confiance; il rentre à Noyon.

Ce roman, le premier de l'auteur, n'est pas encore un chef-d'œuvre; on n'y trouve pas une forte charpente qui tient ensemble toutes les parties; ce sont plutôt deux actions parallèles qui nous sollicitent tour à tour; de même, les personnages ne se détachent pas suffisamment de cette suite de tableaux. Mais l'intérêt n'est point absent de cette œuvre. On y trouve en germe les idées qui mûriront et s'épanouiront bientôt en chefs-d'œuvre. Il y a des pages délicieuses sur Noyon. Quel contraste avec la petite ville calomniée par La Bruyère! De nombreux chapitres nous rappellent le Petit Chose de Daudet et les débuts de Mme. Bovary. Mais ce qu'il faut citer, c'est la préface: « Ce livre est né d'un amour et d'une haine.

De l'amour de la famille qu'on abondonne, de la campagne qu'on déserte, de la province dont on rougit.

De la haine de cette grande corruptrice qu'on appelle la capitale, qui attire comme les sirènes antiques, épuise le corps, enfièvre les esprits, et tue les âmes.

Il est le premier d'une série qui se continuera, si Dieu le permet; et il est tellement vécu que, tout entier, il eût pu s'illustrer avec des photographies.

En le lançant dans le public, je le mets sous la protection de tous ceux qui ne désespèrent pas de notre vieux sol gaulois. Il a su nourrir nos ancêtres, les rendre forts et vertueux; il nourrira encore les générations futures, si elles ont confiance en lui! . . .»

(A suivre.)

Das Schülergedicht

R. L.

Wenn wir im Deutsch-Unterricht der obern Klassen neben Aufsatzübungen auch metrischen Versuchen immer noch ein bescheidenes Plätzchen einräumen, tun wir es in der Ueberzeugung, dadurch die ästhetischen Seelenkräfte unserer Schüler zu wecken und zu fördern. Nicht nur die ethischen und intellektuellen Anlagen der Jugend, auch Phantasie und Gemüt müssen entsprechend ausgebildet werden. Durch solche metrische Versuche nun wird einmal die rezeptive Seite des Empfindungsvermögens entwickelt und vervollkommnet, d. h. unsere Schüler werden erzogen zu richtigem ästhetischen Verstehen und Genießen. Nicht umsonst ließen die Griechen die Jünglinge im Zeichnen und in der Musik unterrichten, um sie so zum verständnisvollen Erleben der künstlerischen

Meisterwerke heranzubilden.[1] Was anderes erstreben wir, wenn wir sie zu praktischen Uebungen in den verschiedenen Gattungen der Poesie anleiten? „Wie könnte einer über Dichter urteilen", sagt Friedr. Aug. Wolf, „der nie eine poetische Stimmung in sich empfunden, nie den kleinsten Versuch in der Dichtkunst gemacht hätte?"[2] Und F. G. Welcker: „Es ist kaum zu berechnen, wieviel das Verständnis der Dichter durch die Vertrautheit mit den Formen, und wieviel das Gefühl für unsere Sprache durch die Uebung der Verse gewinnt. Nur in der Muttersprache wird uns die Wirkung des Rhythmus ganz anschaulich, weil wir das Unrhythmische leicht daneben halten können, und musikalischer Wohlklang und jede Zierde der Sprache fällt uns in ihr zuerst und bestimmt und leicht auf."[3]

Aber auch nach ihrer produktiven Seite erlangen die ästhetischen Seelenkräfte durch praktische metrische Versuche wertvolle Förderung. Eine große Gefahr fürs humanistische Gymnasium scheint uns darin zu liegen, daß das eigene Komponieren der Schüler zu wenig gepflegt, ihre Erfindungsgabe und Darstellungskraft zu wenig geübt wird. Unser Unterricht ist vielfach allzu sehr eingestellt auf rein passives Genießen und geduldiges Einsammeln. Zwar erfordert das Interpretieren, das Einordnen und aneignende Assimilieren gewiß auch den Gebrauch eigener Kräfte; ebenso sind die zwecks formaler Geistesbildung betriebenen grammatikalischen oder mathematischen Uebungen ohne entsprechende aktive Mitarbeit nicht möglich. Aber weil sie an einer fremden und somit gewissermaßen toten Materie geschehen, vermögen sie das Spiel der innern Kräfte doch nicht in dem Maße auszulösen, wie das eigene Komponieren, das im wahrsten Sinne ein ποιεῖν, ein schöpferisches Bilden und Produzieren ist.

Wie verstehen es doch unsere Kinder, zu erfinden, zu bilden und selbsttätig nachzuahmen! Sie spielen Theater, führen mit ihren Puppen und Bleisoldaten ganze Szenen auf, zeichnen Figuren und entwerfen Geschichten, ehe sie noch die Einzelheiten fertig und richtig darstellen können. Soll diese natürliche Anlage auf der Schule je länger je mehr verkümmern? Muß sie nicht in angemessener Weise gepflegt und weiter gebildet werden? Dies auf der Mittelschule ganz besonders, weil der folgende Universitätsbetrieb erfahrungsgemäß viel mehr aufs bloße äußere Hören als auf Selbsttätigkeit von innen heraus abstellt. Nicht nur innere Reaktion auf äußere Mitteilung, sondern auch die von äußerer Mitteilung unabhängige innere Tätigkeit müssen wir zu fördern suchen. Wir geben hier nochmals Welcker das Wort: „Bei eigenen Darstellungen müssen sich die Gedanken, die jungen Leuten, wenn sie nicht an mechanisches, dumpfes Lernen gewöhnt sind, so gern hierhin und dorthin entflattern, auf einen Punkt sammeln, sie müssen, statt sich mit vielem zu unterhalten, ein Ganzes mit Anstrengung und nach Vermögen vollständig auffassen und im Zusammenhang und in seiner ganzen Umgebung überblicken. Auch der Jüngste hat schon ein Gefühl davon, daß ein von ihm gewählter Stoff zu seinem Eigentum wird, und es ist ihm natürlich, sich seiner nun aus allen Kräften anzunehmen, während er dagegen das Erzählte und Gelesene, wie Schattenspiele, bequem an seinem Sinn vorüberziehen läßt. Wenige Menschen werden von Natur durch Schwierigkeiten in einmal übernommener Ausführung abgeschreckt, und jede überwundene ist eine Leitersprosse, woran die Kraft höher steigt. Die Verlegenheit und das verfehlte Suchen der Ungeübten, wenn sie eigene Arbeiten liefern sollen, können bald fruchtbarer werden, als die befriedigendsten Mitteilungen von andern, und die Freude am gelungenen Eigenen wird bald mehr Lust und Streben erwecken als das Fremde, wenn es auch noch so vortrefflich ist. Auf Zusammenhang, Schärfe und Verhältnis der Begriffe, auf Periodenbau, Sinn und Anmut der Bilder, Wohlklang, Mannigfaltigkeit, Nachdruck und jeden einzelnen Vorzug der Rede merkt man am schärfsten, wenn man Anwendung davon machen oder mit eigener Anwendung messen kann. Man darf nur an das Interesse denken und den unüberwindlichen Fleiß, den eine selbstgemachte Sammlung, z. B. von Naturalien, der Jugend erregt. Durch die Schwierigkeiten eigener Ausführung lernen sie den Wert der fremden kennen und sich daran freuen; sie lernen früh das Lebendige vom Toten und Hölzernen in den Büchern unterscheiden, wenn man sie an lebendige Tätigkeit gewöhnt, ohne die ihnen das meiste ohne bestimmte Art und Umriß erscheint. . . . Der selbstgemachte engere und dunklere Umriß gehört uns wenigstens mehr an, als der von außen vorgehaltene herrlichere. Jener haftet in der Seele und erweitert und erhellt sich darin allmählich, er wächst auf lebendigem Boden fort, dieser trocknet wie ein schöner Blumenkranz ein. Der große Friedrich Richter läßt einen Pflegling seiner Muse über jede Idee schreiben, worüber er gelesen, weil er glaubt, daß in der erziehenden Welt nichts über das Schreiben gehe, nicht einmal Lesen und Sprechen, und daß ein Mensch dreißig Jahre mit we-

[1] Vgl. Aristot. Pol. VIII. 3. an 2 Stellen und 6.: „Eines der unmöglichen oder doch schweren Dinge ist es, richtig zu urteilen, wenn man sich nicht selbst in einer Sache praktisch betätigt hat."

[2] Mus. f. Altert. wissensch. 1. St.

[3] Kleine Schriften, 5. Teil, Seite 272.

niger Ertrag seiner Bildung lese, als ein halbes schreibe . . ." (a. a. O. S. 262 ff).

So schreibt ein Mann, der sich selbst über eine ganz erstaunliche Produktivität ausgewiesen. Gewiß hat er bei den obigen Ausführungen nicht nur die Poesie, sondern überhaupt jede Art produktiver Geistestätigkeit im Auge. Daß er aber in Wirklichkeit die Abfassung von Gedichten unter dem genannten Gesichtspunkt noch vor den Aufsatz stellt, spricht er kurz nachher mit aller Deutlichkeit aus: „Mit kaltem Verstande, über allgemeine Gegenstände, nach künstlich entworfenen und mühsam ausgeführtem Plan, ohne ein durch die Einbildungskraft geschaffenes Interesse können Männer Abhandlungen machen; bei jungen Leuten werden solche unerheblich ausfallen, so wie Briefchen, Chrien, Versuche über alltägliche Dinge und dergl., an denen sie zu wenig selbst machen, die keine Poeme in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes sind." (a. a. O. S. 271.)

Man wird uns nun entgegenhalten, daß auf dem Gebiete des Dichtens die meisten Schüler über einen mehr oder weniger erträglichen Dilettantismus nicht hinauskommen.[4] Gewiß: Poeta nascitur. Doch wer will denn mit den wenigen metrischen Versuchen, die unser Stundenplan ermöglicht, einen Schüler „zum Dichter machen"? Weckung und Förderung der ästhetischen Seelenkräfte, das ist, wie schon bemerkt, das eigentliche Ziel dieser Uebungen. Erziehung zum Künstler kann nicht Zweck der Schule sein.[5] Dann aber möchten wir mit Andersen sagen: „Jeder von uns hat Stunden, in denen er Dichter ist." Jeder hat seinen purpurnen Augenblick, in dem er ausspricht, was auszusprechen sonst nur des Dichters Vorrecht ist. Und wenn der König auch nachher wieder zum Bettler wird, er freut sich dennoch des Geisteskindes, das er in jener Zauberstunde geboren. Der einsichtige Lehrer wird sich darum hier ganz besonders davor hüten, über den ersten verunglückten Versuch die Lauge seiner sarkastischen Kritik zu ergießen. Nie ist der Schüler empfindlicher, als wo er den ersten zagen Schritt aus sich selbst heraus tut; verletzender Spott könnte ihn veranlassen, ein für allemal die Tore seiner Seele einer Hand zu verschließen, die so unzart an sein Heiligstes gerührt.

Und nun eine Frage methodischer Natur, die eigentlich den Anstoß zur Abfassung dieser Zeilen geboten hat: Sollte sich nicht auch bei der Abfassung von Gedichten der Weg vom Einfachern zum Schwierigeren empfehlen? Manche Schüler zeigen bei einer recht hübschen Darstellungsgabe einen merkwürdigen Mangel an Erfindungskraft, sei es, daß sie dieselbe nie gekannt oder aus Mangel an Uebung sie wieder verloren haben. Wenn nun trotz aller ehrlichen Anstrengung der innere Quell nicht springen will, werden sie vielleicht mutlos und fassen vielleicht sogar eine entschiedene Abneigung gegen jede Art solcher Uebungen. Können wir nicht vielleicht auf einem Umweg zu der verschütteten poetischen Ader vordringen? Wenn wir dem Schüler z. B. ein einfaches lateinisches Gedicht zur freien, dichterischen Uebertragung in die Muttersprache geben, dann braucht er sich zunächst um die Erfindung nicht stark zu kümmern; er kann sein Hauptaugenmerk ungestört der Darstellung widmen. Andererseits nötigt ihn aber der Zwang des Metrums doch zu mancher gedanklichen Umstellung und selbst zur Erfindung neuer Situationen, wenn es sich dabei auch nur um kleine Züge handelt, da sonst dem Original Gewalt angetan würde. Ich war beim ersten derartigen Versuch überrascht von der individuellen Färbung, dem ganz persönlichen Kolorit der einzelnen Uebersetzungsversuche. Während auch die schwächsten aus ihnen noch eine ordentliche metrische Fassung und einzelne ganz frappante poetische Wendungen aufwiesen, zeigten die bessern einen wirklichen dichterischen Schwung, ohne sich merklich von der Vorlage zu entfernen. Zur Illustration seien hier einige Proben, genau wie ich sie aus der Hand der betreffenden Schüler erhalten habe, angeführt.

[4] Ein Vorwurf, der übrigens mit gleichem Recht auch der Musik und dem Zeichnen gemacht werden könnte. Wenn auch diese dennoch ihren Platz in unserem Lehrplan behalten, so geschieht es unter ganz analoger Begründung, wie wir sie oben für die metrischen Uebungen gegeben. Die Richtlinien für die Lehrpläne der höhern Schulen Preußens schreiben: . . . „Der Musikunterricht soll die im Kinde sich regenden musischen Kräfte, soll Gefühl, Phantasie, Gestaltungswillen und Gestaltungsvermögen von der musikalischen Seite her entwickeln und dadurch der gesamten Persönlichkeitsbildung, auch der ethischen Erziehung dienen." (Weidmannsche Taschenausgaben, Heft 19, S. 258.) Und vom Zeichenunterricht heißt es: „Er entwickelt die im Kinde vorhandenen Kräfte des Schauens und Gestaltens, bringt die Jugend in ein persönliches inneres Verhältnis zu den Schöpfungen der bildenden Kunst und weckt in ihr das Gefühl für Form und den Willen zur Form. Die erziehliche Aufgabe des Unterrichts besteht in der Gewöhnung des Schülers an eine selbständige, zielbewußte Arbeitsweise." (Das. S. 272.) Merkwürdig berührt angesichts dieser Auslassungen, daß die gleichen Richtlinien kein Wort für metrische Uebungen der Schüler übrig haben, sie also allem Anschein nach fallen lassen.

[5] Vgl. den Artikel Kunsterziehung in Roloffs Lexikon der Pädagogik, S. 107 ff., bes. S. 108.

1. Vorlage [6]:

Levis exsurgit zephyrus
Et sol procedit tepidus;
Iam terra sinus aperit,
Dulcore suo diffluit.
Ver purpuratum exiit,
Ornatus suos induit,
Aspergit terram floribus,
Ligna silvarum frondibus.
Struunt lustra quadrupedes
Et dulces nidos volucres;
Inter ligna florentia
Sua decantant gaudia,
Quod oculis dum video
Et auribus dum audio
Heü, pro tantis gaudiis
Tantis inflor suspiriis.

2. Uebersetzungen:

1.

Es weht des Zephirs weiches Fächeln,
Und zag erwacht der Sonne Lächeln;
Schon öffnen sich der Erde Grüfte,
Sie würzt die Luft durch zarte Düfte.
Nun sprüh'n des Frühlings Feuerpferde,
Es prangt im Blütenschmuck die Erde.
Er schmückt mit Blumen uns die Wiesen,
Mit grünem Laub der Wälder Riesen.
Die Tiere bau'n ein heimlich Plätzchen,
Sein eigen Nest ein jedes Spätzchen,
Und in des Waldes blüh'nden Zweigen
Vollführ'n sie ihren freud'gen Reigen.
Der Wälder Grün, der Blümlein Glocken,
Der lieben Vöglein laut Frohlocken,
All' dieses freud'ge Frühlingsprangen
Weckt mir ein schmerzlich Heimverlangen.

2. K. St.

Ein zarter Zephir singt im Hain,
Mattmilde Sonne spielt hinein.
Aus schon enthülltem Togenbausch
Teilt Mutter Erde Süßwerk aus.
In purpurgleißendem Gewand
Zog reichgeschmückt der Lenz ins Land,
Bekränzt die Flur mit Blumenflieder,
Den Forst mit grünem Sammetmieder.
Das Wild sucht sich're Lagerstätte,
Das Vöglein nistet um die Wette.
Umschmiegt vom jungen Tannenreise,
Da trällerts seine Liebesweise.
Sieh', alles schillert farbenprächtig,
Und hör', wie's trillert sehnsuchtsmächtig.
Nur ich, ach, ich verzweifle gar,
Des Leides voll, der Liebe bar.

3. M. H.

Schon geht des Windes weiches Lied,
Ein Rosenlicht aus Wolkentoren.
Ein Weihrauch fließt vom Blumenried,
Entsiegelt sind der Erde Poren.
Der Königsknabe, holdgeschmückt,
Der Lenz ging aus, die Flur zu freien.
Mit Kränzen hat er sie beglückt,
Den Hain mit Laubgewind und Maien.
Der Hirsch, das Reh fügt sich ein Nest;
Die Sänger nisten tief im Flieder,
Und aus dem blühenden Geäst
Perlt mir der Reichtum ihrer Lieder.
Doch freut mich nicht der Sonne Blick,
Nicht, Vöglein, deine kleine Kehle.
Mich bannt ein bitteres Geschick,
Ein herber Harm quält meine Seele.

U. M. St.

Der Schüler, der seine Darstellungskraft auf diese Weise zunächst an einem schon erfundenen Stoff erprobt hat, dabei aber gleichzeitig auch seine Erfindungsgabe schon irgendwie betätigen mußte, wird sich hernach mit mehr Mut und Glück an eine eigene Komposition wagen. Uebrigens wird man auch da nicht sofort mit dem lyrischen Stimmungsbild beginnen, das an den Ungeübten viel höhere Anforderungen stellt, als mancher Lehrer anzunehmen scheint. Vielmehr möchte ich als zweite Stufe eher etwas Erzählendes, Beschreibendes, Charakterisierendes vorschlagen. Das kann geschehen in Anlehnung an die Materie, die die Jungen eben in der Geschichte oder Literaturgeschichte durchnehmen, oder im Anschluß an Ereignisse und Erlebnisse, die ihnen noch frisch im Gemüte stehen. Solche Themata wären etwa: Ein Ferienerlebnis oder ein Ausschnittchen aus einem Vakanztage in Hexametern, ein Monolog, der einem in der Geschichte behandelten Helden oder auch einer modernen „Größe" in den Mund gelegt wird (es sind mir bei solchen Aufgaben recht interessante Monologe von Hindenburg, Wilhelm II., Foch, Mussolini etc. geliefert worden), ein Prolog zu einem bevorstehenden Festanlaß, ein Glückwunsch-Gedichtchen usf. Bei dieser Kategorie von poetischen Versuchen ist der Stoff zum Teil schon gegeben; er muß aber vorerst gesondert, künstlerisch geordnet, evtl. auch dichterisch erweitert werden, wobei der Erfindungsgabe schon ein recht hübsches Betätigungsfeld geöffnet wird. Wenn wir auf diese Weise den Erfindungstrieb zu wecken und organisch zu entfalten verstehen, dürften Schüler, die nicht gerade jeder künstlerisch-produktiven Anlage entbehren, bald recht ordentliche Leistungen zeitigen. Freilich, und mit diesem Gedanken möchte ich meine Plauderei schließen, wird man in der Zensurierung von Gedichten immer milder vorgehen müssen als bei jener von Aufsätzen; der poetisch schwach Begabte möchte sonst, da die Gesamtnote dadurch allzusehr herunter gedrückt wird, leicht auch die Freude an den übrigen schriftlichen Versuchen verlieren; und schließlich will unser Zeugnis doch in erster Linie ein Spiegel der intellektuellen, nicht der ästhetisch-künstlerischen Leistungsfähigkeit eines Schülers sein.

Sollten die vorstehenden Ausführungen einen Kollegen mit größerer Sachkenntnis und reicherer

[6] Die Vorlage steht in „Mittellateinische Gedichte", herausgegeben von H. Bachmann (Schöninghs Altsprachl. Lesehefte, 1. Reihe, Heft 8, S. 12).

schulpraktischer Erfahrung veranlassen, berichtigend oder ergänzend zu meinen Ausführungen Stellung zu nehmen, sei er meines Dankes zum vornherein aufrichtig versichert.

Zunftstube

Unser griechisches Uebungsbuch. Vielleicht wissen noch nicht alle Interessenten, daß der 1. Teil unseres griechischen Uebungsbuches von Kaegi in neuer, dreißigster Auflage erschienen ist. Die Umarbeitung von Professor Dr. Denecke hält, was der Verlag seinerzeit versprochen: sie ist äußerst schonend ausgefallen, so daß wir im wesentlichen das gleiche Buch erhalten wie zuvor. Die wenigen Stoffverschiebungen und vorsichtigen Kürzungen dürften ziemlich allgemein als Fortschritt gebucht werden. In diesem Urteil unterstützen uns Zuschriften bewährter Fachmänner, die zugleich treue Freunde des Buches sind. Leider haben sich bei diesen Umstellungen eine Reihe leichterer Versehen bei den Verweisungen, nebst andern Druckfehlern, ergeben. Der Verlag schreibt uns dazu: „Wir geben Ihnen die bestimmte Versicherung, daß die durch die Umarbeitung entstandenen kleinen Unstimmigkeiten und Irrtümer in den nächsten Auflagen getilgt werden." (Brief vom 1. Juli.) Es ist also zu hoffen, daß die gegenwärtige Neuauflage von den alten Freunden des Buches möglichst schnell aufgekauft werde, damit wir das Buch bald wieder in alter Vollkommenheit vor uns haben. Die bisherige Fassung des Buches ist nach Aufbrauch des Restbestandes nicht mehr erhältlich, da die ziemlich hergenommenen Platten keinen Neudruck mehr ertragen. R. L.

Bücherecke

Kosch, Prof. Dr. Wilhelm, **Deutsches Literatur-Lexikon.** 1. Band. Aachen bis Kosegarten. Leinwand geb. Mk. 28.—, Hfz. Mk. 32.50. Verlag Max Niemeyer, Halle.

Es ist erstaunlich, wie ein Mann, der neben seiner Professur mehrere wissenschaftliche Zeitschriften redigiert, eine auf 24 Bände berechnete, historisch-kritische Ausgabe Eichendorffs besorgt und gleichzeitig eine zehnbändige deutsche Literaturgeschichte erscheinen läßt, noch den Mut aufbringt zu einer so langwierigen und undankbaren Arbeit, wie sie die Abfassung eines Literatur-Lexikons darstellt. Dabei hat sich Kosch die Sache keineswegs leicht gemacht. „Sollte das neue Lexikon nicht nur Literaturhistorikern im engern Sinne Dienste leisten, sondern auch Journalisten, Kritikern, Dramaturgen, Bibliothekaren, Buchhändlern wie Literaturfreunden überhaupt, so mußte bei aller Knappheit der Ausführung im einzelnen der allgemeine Rahmen möglichst weit gespannt werden. Daher begnügte ich mich nicht, bloß Dichter und Motive zu verzeichnen, sondern nahm auch Literarhistoriker, Geschichtsschreiber, Philosophen, Kanzelredner, Verfasser bedeutender Memoiren, Briefe und Tagebücher, sowie Kulturdokumente aller Art auf, sofern sie literarisches Gepräge tragen, Anfänge von Liedern, geflügelte Worte, Zeitungen, Zeitschriften, Verleger, Gesellschaften, die sich mit Literatur befassen . . ." (Vorwort). Der vorliegende Band zeigt, daß der Verfasser nicht zu viel versprochen. Man braucht sein Werk nur mit dessen Vorläufer, dem Deutschen Literaturlexikon von Herm. Anders Krüger zu vergleichen, um einen Begriff von seiner Reichhaltigkeit und praktischen Verwendbarkeit auch für uns Katholiken zu bekommen. Nicht nur bei Krüger, sondern wohl in jedem ähnlichen Werk protestantischer Richtung dürften wir vergebens suchen nach Namen wie: von Ah (Weltüberblicker), Allioli S. J., G. Baumberger, Carnot O. S. B., Domanig, Denifle O. P., Jos. Eberle, Leo Fischer O. S. B., Emmy Giehrl, F. X. Herzog, Holzwarth, Hammerstein S. J., Hertling, Hettinger-Huonder S. J., Isab. Kaiser, Keppler, Ketteler usf.; die ganz wahllose Aufzählung ließe sich fast beliebig steigern. Stark vermehrt sind auch die Literaturangaben, sowie die poetischen Motive und literargesch. Termini; wir nennen nur auf den ersten Seiten die bei Krüger nicht vorhandenen Artikel: Alamode-Literatur, Amadisroman, Anekdote, Athenäum, Aventurierroman, Avalun, Aufklärungsliteratur usf. Ganz neu ist die Besprechung von literarisch orientierten Zeitungen und Verlagen und der sehr zahlreichen Liedanfänge.

Daß sich in einem solchen Werke auch Lücken und Fehler finden, hat sich der Verfasser selber am wenigsten verhehlt; wir sind nach längerem Studium überrascht, daß sie nicht zahlreicher und größer sind. Zum Teil soll bereits der zweite Band in einem Anhang nachtragend und verbessernd eingreifen.

Zum Schluß sei dem Verfasser als einstigem Dozenten unserer katholischen Alma Mater Friburgensis, besonders gedankt, daß er auch unser kleines Ländchen in seinem Lexikon so wohlwollend zu Worte kommen läßt. R. L.

Sonnenschein, Dr. Karl, **Notizen.** Heft I bis X zu je 80 Seiten Quart mit einem Titelbild. Preis in Kartonumschlag je Mark 1.—. Verlag Germania A.-G., Berlin.

Dieses eigenartige, ja einzigartige Werk hat in kürzester Zeit eine Riesenauflage erlebt. Ueber seine künstlerischen Vorzüge hat Ernst Thrasolt (Hochland 1928/29, H. 8, S. 123) als Berufenster geschrieben. Fügen wir hinzu, daß die „Notizen" auch nach ihrer inhaltlichen Seite dem Lehrer, Seelsorger und überhaupt jedem Gebildeten viel zu sagen haben. Sie sind ein eindringlicher Mahn- und Weckruf, eine Gewissenserforschung für die eigenen Reihen und doch wieder auf jeder Seite von einem hellen, tröstlichen Optimismus erfüllt. Dem Prediger bieten sie eine reiche Fundgrube packender, weil aus dem modernen Großstadtleben geschöpfter Beispiele. R. L.

Sonnenschein, Dr. Karl, **Sonntagsevangelien.** 120 Seiten mit Titelbild. In Kartonumschlag Mark 1.50. Verlag der Germania A.-G.

In der gleichen Ausstattung wie die „Notizen" bilden diese Erklärungen zu den Sonntagsevangelien gleichsam ein Supplement zu jenen. Auch sie tragen in ihrer geistvoll-aphoristischen, weltoffenen Art den Stempel ihres Verfassers und bieten dem gebildeten Katholiken, vor allem jenem in der Großstadt, reiche Anregung und Belehrung. R. L.

15. Jahrgang Nr. 6 26. September 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Zur Methodik des Religionsunterrichts an der Sekundarschule — Pierre l'Ermite — An meine Mutter — Zunftstube — Bücherecke

Zur Methodik des Religionsunterrichtes an der Sekundarschule

P. J. R.

Die in letzter Nummer unter obigem Titel erschienenen theoretischen Ausführungen mögen durch folgenden Stoffplan ihre Illustration erhalten.

Dem Unterricht lag zu Grunde: Walter Arnold, Biblische Geschichte, Benziger u. Cie. Probeweise wurde mit der Apostelgeschichte (Nr. 100—120) begonnen. Als Präparationsliteratur dienten hauptsächlich:

Camerlynk, Actus Apostolorum, Editio VI. Brugis, Carolus Beyart, 1910.

Sepp, Dr., Die Geschichte der Apostel, Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung, 1866. (Ob und wo eine Neuauflage herausgekommen, ist mir unbekannt).

Marco M. Sales O. P., La Sacra Bibbia commentata, Tipographia Pontificia, 1911. 1. volume (6 Lire).

Stoffplan.

A. Einleitende kurze Bemerkungen über Verfasser, Ort, Zeit und Zweck der Abfassung.

B. Zum Text:

N. 100 Wahl des Apostels Matthias.
Petri Vorrang als Vorbereitung auf den Primat; Eignungserfordernis des Wahlkandidaten: Augenzeuge der Taten und Lehren Christi (Begriff Apostel)

N. 101 Die Herabkunft des Hl. Geistes.
Die Weisheit Gottes in der Wahl des Zeitpunktes; göttl. Beglaubigung durch die Sprachengabe und deren Bedeutung für die ersten Missionäre.

N. 104 Lebensweise der ersten Christen.
Gottes- und Nächstenliebe; Gütergemeinschaft der Christen und des Sozialismus.

N. 105 Ananias und Saphira.
Das 8. Gebot (ergänzend zu 104: Keine Pflicht zur Gütergemeinschaft bei den ersten Christen).

N. 102 Petrus heilt den Lahmgebornen.
Abspannungsstunde: über das kirchliche Stundengebet; Petrus heilt im Namen Gottes, Christus im eigenen Namen: Vorbereitung für für den Beweis der Gottheit Christi.

N. 103 und 106 Reaktion gegen die anfänglichen Erfolge der Apostel.
Neid der Pharisäer.

N. 107 und 108,1 Erste Verfolgung.
Deren Bedeutung für die Ausbreitung der Kirche.

N. 108,2 Die Apostel in Samaria.
Das Sakrament der Firmung.

N. 108,3 Simon der Zauberer.
Simonie.

N. 109 Die Taufe des königl. Schatzmeisters.
Das Sakrament der Taufe.

N. 110 Die Bekehrung des Saulus.
Die Person des Saulus und Gottes Absichten mit ihm (die bona fides Andersgläubiger).

N. 111 Taufe des Kornelius.
Die allumfassende Liebe Gottes, die Katholizität der Kirche.

N. 112 Petrus im Gefängnis.
Abspannungsstunde.

N. 113 Die 1. Missionsreise Pauli.
Aberglaube, Wahrsagerei, Zauberei, Horoskop.

N. 114 Apostelkonzil.
Der Primat Petri und des Papstes.

N. 115—117 Die 2. Missionsreise Pauli, in Athen und Korinth, 3. Missionsreise.
Die Pflicht zu predigen, anzuhören; die Wunder als Beweis der göttlichen Herkunft der katholischen Religion.

N. 118 und 119 Schlußstunde.
Zusammenfassung.

Diesen Stoff haben wir zusammen in einem Sommertrimester durchgenommen. Das Interesse und die Freude, welche die Schüler an den Tag

legten, haben mich ermuntert, das Leben Jesu in gleicher Weise zu behandeln.

Als Präparationsliteratur wurden hauptsächlich benützt:

Gottesleben - Schildknecht-Wagenmann, Die biblische Geschichte auf der Oberstufe der kathol. Volksschule. 11. Aufl. Schöning, Paderborn, 1919.

Lenhart, Lehrbuch der Geschichte der göttlichen Offenbarung, 2. Band. Herder 1918.

Wilmers S. J., Lehrbuch der Religion, 4 Bde. Aschendorf, Münster.

Dem Unterrichte wurde folgender Stoffplan zu Grunde gelegt:

A. Kurze einleitende Bemerkungen über Inhalt und Einteilung des Neuen Testamentes, über die Verfasser und den Zweck der Evangelien.

B. Zum Texte.

N. 1 Verkündigung der Geburt des Johannes.
Der Glaube, Sünden gegen den Glauben.

N. 2 Verkündigung der Geburt Jesu.
Marias Eltern; die Gnadenvolle; Gottes und und unsere Mutter; die Gnadenlehre.

N. 3 Die Heimsuchung Mariä. } Das Gebet.
N. 4 Die Geburt des Johannes. }

N. 5 Die Geburt Jesu
Die Menschwerdung: Begriff und Zweck.

N. 6 Die Hirten bei der Krippe.
Abspannungsstunde: Zeremonien und Zweck der Beschneidung.

N. 7 Jesu Darstellung im Tempel.
Mariä Lichtmeß; planmäßige Vorbereitung des Auftretens Jesu durch die Offenbarung seiner Anwesenheit in Israel.

N. 8 Die Weisen aus dem Morgenlande.
Königsfest Christi, erste Offenbarung an die Heiden.

N. 9 Die Flucht nach Aegypten.
Vorsehung Gottes (anknüpfend an N. 7 und 8). Bedeutung des hl. Joseph für den Heiland und für uns.

N. 10 Der zwölfjährige Jesus im Tempel.
Das 4. Gebot, Sünden gegen dasselbe.

N. 11 Predigt des hl. Johannes.
Das Sakrament der Buße als Vorbereitung auf das Kommen des Heilandes in der Kommunion und beim Sterben; das Sakrament der Taufe.

N. 12 Taufe und Versuchung Jesu.
Das Sakrament der Taufe (repetieren), die hl. Dreifaltigkeit; die Versuchungen.

N. 13 Jesus, das Lamm Gottes.
Abspannungsstunde: liturgische Verwendung der hier enthaltenen Anrufung; Aufgabe Jesu.

N. 14 Die ersten Jünger.
Der Beruf des Menschen.

N. 15 Die Hochzeit zu Kana.
Das Sakrament der Ehe.

N. 16 Die Reinigung des Tempels.
Das 1. und 2 Gebot Gottes; das 2. Gebot der Kirche.

N. 17 Jesus belehrt Nikodemus.
Repetitionsstunde: Taufe, Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Glaube an die Gottheit Christi.

N. 18 Jesus am Jakobsbrunnen.
Repetitionsstunde: das 1. Gebot; Ehe.

N. 19 Jesus predigt zu Nazareth.
Die Predigt: Pflicht zu predigen und zu hören; die Predigt als Gnadenvermittlerin, Repetition der Gnadenlehre.

N. 20 Jesu Wundertaten zu Kapharnaum.
Das Wunder: Begriff und Zweck in der Heilsgeschichte; hier spez. Gottheit Christi.

N. 21 Der reiche Fischfang.
Das Arbeiten mit und ohne Jesus (gute Meinung); Primat Petri, Papsttum, die wahre Kirche und ihre Kennzeichen.

N. 22 Der Aussätzige und der Gichtbrüchige.
Repetition des Wunders; die Sünde, deren Vergebung in der Beichte; Repetition des Sakramentes der Buße.

Diese 22 Nummern aus dem Leben Jesu und 20 Nummern aus der Apostelgeschichte wurden im ersten Jahre durchgenommen. Der Stoffplan für das zweite Schuljahr (Nr. 23—100) folgt in nächster Nummer dieses Blattes, verbunden mit einigen abschließenden Gedanken grundsätzlicher wie praktischer Natur.

Pierre l'Ermite

Par le P. Christophe Favre, Stans. (Suite et Fin.)

La Grande Amie est le principal roman de Pierre l'Ermite avant la guerre, celui qui a fondé sa réputation de romancier, un chef-d'œuvre! La thèse de Restez chez vous s'est élargie: c'est la lutte épique de la Terre, la grande amie, avec l'Usine, et la défaite de cette dernière; d'un côté de nobles terriens, tels que l'ancienne France en avait beaucoup, et qui tiennent à la terre par toutes les fibres: Jacques de la Ferlandière, Odile et leurs familles; de l'autre de gros industriels cosmopolites, les Harmmster; semblables à des oiseaux de proie, ils se sont abattus sur le Val d'Api et vont le transformer de fond en comble. La lutte est désormais engagée. La population est partagée. Tout est mis en œuvre pour la gagner aux nouvelles usines. Il s'établit dans l'âme de ces simples des débats qui rappellent singulièrement les discussions du juste et de l'injuste chez les anciens. La terre est aléatoire. Il y a toujours quelque chose

contre nous . . . il gèle ou il grêle, il tombe trop ou pas assez d'eau . . . les vignes coulent ou bien le soleil rôtit tout. — Quittez donc vos terres ; à l'usine vous avez votre pain assuré. — Quitter la terre ! que de raisons mystérieuses militent en sa faveur ! « Cette bonne terre, légère et chaude, cette terre qui fleure un parfum puissant . . . cette terre qui semble conserver sous sa rude enveloppe l'âme invisible des choses matérielles, cette terre, c'est la sienne . . c'est celle de son père . . . de tous ses aïeux ! . . .

Cette terre . .? mais elle est faite de leur poussière . . . elle est rendue sainte par leur souvenir ! . . .

Quitter les champs pour aller à l'usine? . . . Que diraient les anciens s'ils voyaient cette apostasie ! . . . Quitter les champs . . .? c'est-à-dire, au lieu du grand air pur qui vous arrive du bout de l'horizon, respirer l'odeur des ateliers en commun . . . Au lieu de la grande voûte bleue qui resplendit, là-haut, à des milliers de mètres au-dessus de soi, sentir sur sa tête des voûtes de caves où grince la menace mauvaise des poulies, des arbres de couche et des transmissions!

Au lieu de la liberté absolue de sa vie, subir l'esclavage des patrons juifs! . . Se trouver peut-être dans l'impossibilité de mettre le pied dans une église, sans entendre éclater un ricanement ou voir se hausser de pitié les épaules des frères et amis.

Non ! . . . à l'usine . . .? jamais ! ! »

L'intrigue du roman marche parallèlement à la thèse. Alberte Harmmster échoue dans sa tentative de conquérir le cœur de Jacques de la Ferlandière. La grève amène la débacle des usines. Du reste, elles avaient déjà perdu leur cause auprès du lecteur gagné par la noblesse des personnages qui représentent la Terre.

Battus à la campagne, les Harmmster essayent de remonter leurs actions à Paris. Ils font la conquête du riche comte Bruno de Saint-Agilbert; c'est un noble terrien, mais là s'arrête sa ressemblance avec Jacques de la Ferlandière . . .Une autre conquête de la nouvelle fabrique est celle de Claude Routier, fils d'un paysan qui ne voit que la terre et qui maudit ceux qui la quittent. L'histoire et les péripéties de la nouvelle entreprise, le mariage du comte Bruno et d'Alberte, la désillusion de Claude, qui voit sombrer ses plans et la fabrique, la mort du comte, tel est le sujet de l'Emprise (1903). Comme dans la Grande Amie, on y sent, d'un bout à l'autre, palpiter l'amour pour la terre. L'heureuse influence que les grandes familles peuvent exercer pour le salut du pays y est exposée supérieurement.

Le Grand Mufflo nous raconte, en une série de tableaux qui n'ont d'autre lien que le tempérament toqué du héros, les aventures du mangeur de curés. Dans l'immense galerie des types créés par Pierre l'Ermite, il a chance de passer à la postérité. « Tu es un vieil ami pour moi !» Puisses-tu donc te convertir! « C'est la grâce que te souhaite un pauvre petit vicaire que tu as ‚couacqué' bien souvent dans les faubourgs de Clichy, vers l'an de grâce 1890. »

La Brisure (1906) nous transporte dans une paroisse en majorité ouvrière. L'évêque a décidé que, si le conseil communal des Herbiers ne vote pas un subside en faveur du curé, il le leur enlèvera. L'abbé Bourgeois, un digne prêtre, manque de cran et d'initiative ; de même le maire Franbois. Le jour où la question du subside vient sur le tapis, 7 voix contre 8 seulement se prononcent en sa faveur. Le curé devra partir. L'abbé Grillot, le curé voisin, un tempérament, celui-là, ne l'entend pas de cette oreille. Il se rend chez l'évêque et plaide avec chaleur pour le maintien du curé. Il obtient un délai de six mois, durant lequel l'abbé Bourgeois devra recouvrer la majorité du conseil.

De concert avec l'abbé Gillot, le curé des Herbiers se met à l'œuvre avec activité et zèle; bientôt l'influence néfaste de l'instituteur Cudegué est endiguée ; la paroisse se transforme à vue d'œil; ; les ouvriers laissent peu à peu tomber la haine ; à la fin, la carrière seule reste à Cudegué ; il s'agit de l'emporter. Le curé y pénètre, appelé par un contremaître, pour baptiser un enfant qui a le croup. Dans une crise qui semble emporter l'enfant, le père, fou de douleur, va se jeter à l'eau ; le prêtre le sauve, mais meurt lui-même dans les flots, victime de son dévouement. Cet héroïsme brise les dernières résistances des ouvriers, qui montent la garde autour du cercueil de leur curé.

Ce roman, où tout est action, est très bien conduit. Le personnage de Cudegué, fort instructif, n'est qu'un crayon du héros des Deux Mains, le roman de l'instituteur primaire laïque. Même de ce triste personnage le prêtre peut apprendre ce qu'il faut faire pour gagner l'ouvrier (p. 83). Qu'il ne manque pas non plus de méditer les raisons pour lesquelles l'ouvrier et le prêtre ne se comprennent pas (p. 88). Rien de pittoresque

comme la comparaison des deux méthodes de formation sociale du clergé. « De mon temps on disait : Le prêtre doit aimer la solitude de sa chambre. — De nos jours il devrait stationner sur les places publiques, aller dans les ateliers . . . Qui sait! . . . peut-être même jusque chez le marchand de vin ! Il est à sa place partout où se tient le peuple, puis-qu'il est fait pour le peuple et que, en dehors du peuple, le prêtre séculier n'a pas de raison d'exister » (p. 96). Voilà des idées qui ont dû plaire à Yves le Querdec!

L'après guerre s'ouvre par un roman d'une rare élévation morale et qui est un authentique chef-d'œuvre. Voici la donnée de la Vieille fille (1924). Geneviève Valoise a fait la connaissance, au cours de soirées familiales, de Guy Duchesne et tout de suite elle a désiré être choisie un jour par lui . . . Guy Duchesne choisit, en effet, mais son choix tombe sur Colette, sœur cadette de Geneviève. Celle-ci en est d'abord atterrée. Peu à peu elle se ressaisit, elle commence à se dévouer et «coup d'aile» l'emportera si haut, qu'à la proposition d'un autre mariage fort honorable, Geneviève Valoise préférera l'amour de Dieu.

L'auteur a fait précéder ce roman de ces quelques lignes: « Si, en fermant ce livre, une jeune fille sous-estimait le mariage, c'est qu'elle n'aurait pas compris.

Il est uniquement écrit en l'honneur, pour la direction et la consolation de deux millions de jeunes filles qui ne se marieront pas, et qui, pourtant, ne doivent pas rester desemparées devant le capital d'amour que Dieu a déposé en elles pour le faire fructifier.

C'est pourquoi, surmontant bien des hésitations, j'ai dressé, devant toute jeune fille qui se prolonge, ce cas silencieux de désespoir et de résurrection.

L'exemple est multiplicateur d'énergie. »

Deux ans plus tard, en 1926, Pierre l'Ermite publiait deux nouveaux romans qui donnent de la fécondité et de la souplesse de son talent le plus éloquent témoignage : Comment j'ai tué mon enfant, et la Femme aux yeux fermés.

Vous connaissez la tragique histoire de cette jeune fille des Fiancés de Manzoni, dont ses parents veulent à tout prix faire une religieuse. Intimidation, persuasion, violence: tous les moyens sont appliqués pour que Gertrude renonce au monde. Il y a quelque chose d'analogue, mais de plus tragique encore, dans Comment j'ai tué mon enfant. Dominique, fils unique d'une veuve archimillionnaire, fait la connaissance de l'abbé Firmin. L'influence du prêtre réveille les bons sentiments endormis dans l'âme de l'enfant. Bientôt son ascension commence. Si Dieu le veut, il se fera prêtre. Sa mère et son oncle entrent alors en scène. Par des offensives multiples et habilement menées, ils réussissent à détourner le jeune homme de sa voie. Il épouse Lolita, sans joie, tout en se reprochant ses lâches capitulations. Mais il n'est pas au bout de la dégringolade. La guerre éclate. Quelle aubaine pour se réhabiliter même à ses propres yeux ! Dominique veut s'engager tout de suite, bien qu'il n'ait pas l'âge. Mais tout échoue devant l'opposition de sa mère secondée par son oncle.

Au bout d'une année, il est appelé sous les armes. Sera-ce enfin la liberté, le salut ? Hélas! non. L'argent de sa mère fait mouvoir d'occultes puissances. Dominique n'ira pas au front : vulgaire embusqué, il sera conducteur de camion à Angers. Il souffre du mépris qui l'entoure, surtout quand arrivent les listes des tombés au champ d'honneur. Dégoûté de lui-même, il cherche la solitude. Un jour, on trouve son cadavre que l'Océan a rejeté sur la rive.

Ce roman est un des plus captivants qui soient. Point de longueurs ; intrigue fort simple ; tout est vécu ici, et l'intérêt grandit sans cesse. Le réveil des bons sentiments de Dominique, son ascension sont peints de main de maître ; le personnage est si sympathique, que sa descente vous serre le cœur. La valeur morale du livre est d'une qualité supérieure. L'égoïsme de la mère, le dévouement de l'abbé Firmin, les joies fausses et enivrantes de la richesse, la vie au patronage, les joies et les dévouements des petits : il suffit d'avoir lu ces choses pour que leur souvenir vous suive, tant elles sont prenantes.

La Femme aux yeux fermés étudie un autre douloureux problème de l'heure présente. Roseline de Cressy est une jeune fille noble mais ruinée. Pour vivre, elle doit s'engager comme femme de chambre chez des nouveaux riches. Tout irait bien, sans Mélanie. « Mélanie est une cuisinière de premier ordre, qui a le don et la pratique du commandement, et que la jalousie envers la nouvelle venue entraîne aux pires cruautés. Mélanie est un des types les plus réussis qu'ait jamais campés l'inépuisable fusain de Pierre l'Ermite » (Revue des lectures, 1926, p. 701).

Lasse de la tyrannie, Roseline trouve une place de demoiselle de compagnie. Mais

Louis, le fils de son premier patron, qui a subi le charme de la jeune fille, finit par obtenir sa main.

«Cet ouvrage», écrit avec raison la revue de l'abbé Bethléem (loco citato), «se distingue par des dons littéraires remarquables, les personnages y prennent un relief étonnant, la leçon morale en ressort avec force, sans gêner le moins du monde le déroulement des épisodes. L'auteur nous a fait largesse, une fois de plus, des trésors de son cœur sacerdotal et de sa verve millionnaire.»

La Femme aux yeux fermés a son pendant dans la Femme aux yeux ouverts (1928). Livre de pénétrante psychologie et de toute première qualité. Pierre l'Ermite a repris le thème de Restez chez vous. Rolande, la gracieuse fille de Noirmoutier, est aimée de Filbert. Mais voici qu'une troupe de Parisiens débarquent à Noirmoutier pour les vacances. L'air de Paris pénètre avec eux dans la maison de la tante Cécile, qui sert de maman à Rolande. Bientôt celle-ci est aimée de Roger, le Parisien. Pour gagner définitivement son cœur, il l'invite à faire avec sa tante un voyage dans la capitale. Les aventures de nos provinciales dans la grande ville sont l'éternelle histoire du rat de de ville et du rat des champs. Pierre l'Ermite les a racontées avec un brio, une verve, une vérité psychologique qu'on ne surpassera pas. Rolande, et la tante Cécile surtout, sont définitivement guéries de Paris.

* * *

Essayons de caractériser l'art de Pierre l'Ermite romancier.

La première peut-être de toutes les qualités du romancier, c'est le don d'observation physique et psychologique. «Je vois les choses», disait Théophile Gautier. Pierre l'Ermite aussi voit les choses ; ce don plus rare qu'on ne croit, il le possède à un degré éminent. Dès la première page de chacun de ses livres le lecteur est pris: il sent qu'il a affaire à des faits observés, vus et vécus, et quand l'auteur nous avertit quelquefois que tout son livre aurait pu être illustré par des photographies, nous le croyons sans peine. Il ne voit pas seulement ce qui tombe sous les sens ; il sait pénétrer dans les consciences, voit les sentiments qui s'agitent dans l'âme de ses personnages et les font agir en conséquence.

Il a campé une multitude de personnages, qui sont des types fort vivants et qu'on n'oublie plus depuis qu'on a fait leur connaissance. Tantôt c'est un simple crayon, comme le médecin vieux-style qui ne veut pas injecter le sérum à son petit malade, dans la Brisure ; ou comme le Parisien libre-penseur Gillenormand, ou le facteur Quastepanche ; tantôt c'est un fusain, un tableau complet : voyez l'héroïne de la Vieille Fille, Dominique dans Comment j'ai tué mon enfant, sa mère, son oncle ; tantôt ce sont des eaux-fortes, comme la fameuse cuisinière dans la Femme aux yeux fermés, le mangeur de curés Mufflo, et jusqu'à un certain point la tante Cécile dans la Femme aux yeux ouverts. Les types créés par Pierre l'Ermite mériteraient une longue étude, tant ils sont divers, vivants et riches. Je ne puis l'aborder ici ; mais je m'en voudrais de ne pas citer celui qui ouvre le roman de la Femme aux yeux ouverts. Il y a dans la littérature romanesque, depuis quelques temps, une tendance à faire toujours plus large place aux bêtes. Pierre l'Ermite a donné droit de cité à Pentapon, et du premier coup il a montré qu'il connaît les bêtes aussi bien que les gens. «Sur la route sèche claquent, comme des castagnettes, les sabots cirés de ‚Pentapon', le plus mâlin des ânes de l'île — ce qui n'est pas peu dire, — car il y en a beaucoup à Noirmoutier : le double des habitants! Et ils sont tous ânes de père en fils . . , tous avisés . . ., tous philosophes . ., tous ‚tireurs au flanc', ou très dociles, suivant le naïf Parisien ou l'insulaire qui les conduit.» (p. 5).

D'après V. Giraud (Revue des deux mondes, 1er mars 1913, p. 132), la composition est, après le don d'observation psychologique, la qualité maîtresse du romancier. Il ne fera, en effet, œuvre d'art que si tous ses personnages et tous les détails de leur existence concourent au même but, qui est de créer une œuvre d'une puissante unité. Pierre l'Ermite possède ce talent comme peu de romanciers. Ses romans d'avant la guerre sont, en général, un peu plus touffus que les suivants ; les descriptions y prennent plus de place, bref on y sent un peu plus le littérateur; les romans d'après guerre sont plus dépouillés ; ils sont plus dramatiques ; ce sont presque toujours les personnages qui ont la parole ; ils ont quelque chose du roman-feuilleton. Ne pourrait on pas faire la même constatation chez d'autres romanciers ? Comparez, par exemple, le dernier roman de R. Bazin, le Roi des archers, avec les Oberlé. Dans le dernier on sent l'homme de lettres aux descriptions surtout et dans les morceaux de bravoure ; dans le Roi des archers, on sent un homme, pour parler

avec La Bruyère. Mais malgré cette différence assez accusée de forme et de tempérament, les romans de Pierre l'Ermite sont parents par la composition. Point de choses inutiles ; des la première page le problème et l'intrigue sont posés : l'intérêt est fortement éveillé, et depuis ce moment tout marche rapidement et concourt à faire ressortir la grande leçon finale.

Enfin le style de l'auteur. D'abord, disons qu'il ne sent point du tout la sacristie ; il possède les meilleures qualités du genre. Il se distingue surtout par un sain réalisme. Il y a des croquis enlevés avec une maîtrise que les plus grands écrivains peuvent lui envier ; d'autrefois ce sont des pensées sous formes de maximes qui sont du meilleur Joubert. Et surtout ce style a le don de la vie. Voilà pourquoi il ne fatigue pas ; on ne sent jamais, en le lisant, la tentation de sauter des pages pour aller plus loin attendre l'arrivée ou le défilé des événements. Ce qui caractérise ce style, c'est la faculté d'émouvoir que Pierre l'Ermite possède à propos de n'importe quel sujet. Cette sensibilité est plus accusée chez lui que chez Daudet ; on l'a appelée le mélodrame, le romanesque ; au temps où le roman n'était que réaliste, on en blâmait l'auteur ; aujourd'hui que le roman romanesque revient en scène, on reconnaît là une précieuse faculté. Sans elle notre auteur ne serait pas Pierre l'Ermite. D'autres estiment moins ses livres à cause de la thèse, de la grande leçon qu'ils prêchent. C'est oublier que les plus forts romans de nos meilleurs romanciers sont des romans à thèse, depuis le Disciple de Bourget, en passant par les Morts qui parlent de Vogüé et la Maison de Bordeaux, jusqu' à la Vieille fille de Pierre l'Ermite. Et puis, qu'on ne l'oublie pas, la littérature n'est pas seulement un problème de pure forme, une question de langue, de composition et de style. Vouloir la réduire à n'être que cela, c'est donner raison à la boutade de Malherbe déclarant qu'un poète est moins utile à l'Etat qu'un joueur de quilles. Que l'écrivain interprète la vie ; qu'il s'en inspire; qu'il tire les conclusions morales que les événements lui inspirent, qu'il nous donne de salutaires leçons. S'il est loyal dans les faits et les conclusions, qui oserait s'en plaindre?

Nous voilà au bout de notre étude ; on la trouvera bien longue, et pourtant nous n'avons pu qu'effleurer un sujet qui exigerait un livre. Car, en relisant attentivement les romans de Pierre l'Ermite, nous avons eu le sentiment très net d'être en présence d'un très puissant talent de romancier. Des livres comme la Grande Amie, la Femme aux yeux ouverts, Comment j'ai tué mon enfant et la Vieille fille comptent parmi les plus fortes productions du roman actuel. Le grand succès que ces œuvres ont trouvé est mérité et il durera. Il fait le plus grand honneur non seulement à leur auteur, mais à la littérature française.

*

An meine Mutter

Gedicht von H. Heine.

Präparations-Skizze für die Sekundarschule.

von Adolf Köpfli, Baar.

Zur Einführung: Wenn wir, liebe Kinder, auch dem Vater heiße Liebe und großen Dank schulden, so fühlt sich doch der Großteil aus uns vor allem zur Mutter hingezogen. So mahnt schon der Dichter:

„Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden!
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden."

In der Tat ein großes Glück ist es für euch, Kinder, daß eure liebe Mutter noch am Leben ist. Ihr habt alle Ursache, dem lieben Gott dafür jeden Tag herzlich zu danken. Was ein Frühling ohne Sonnenschein, was im Winter eine Stube ohne warmen Ofen, was eine Lampe ohne Strom — das ist eine Familie ohne Mutter. Zur Mutter geht das klagende, geht das weinende Kind; zur Mutter nimmt das verfolgte Kind seine Zuflucht. Seiner Mutter teilt das jubelnde Kind schnell ein freudiges Ereignis mit. Wie ein Magnet das Eisen anzieht, so zieht die Mutter die fernen Kinder heim ins Vaterhaus. Und wer kann besser trösten, wer uneigennütziger helfen als eine Mutter? — Dieser hohen Bedeutung der Mutter für die Familie hat schon der göttliche Heiland Rechnung getragen und uns Christen allen in Maria, der unbefleckt Empfangenen, eine heilige Mutter gegeben.

Nun, die Mutterliebe, die Verehrung der Mutter, die Opferfähigkeit einer Mutter, sie wurden von jeher von den Dichtern mit den schönsten Versen besungen. Ein solches Gedicht haben wir auch in unserem Lesebuch. Ich will es euch vorlesen.

An meine Mutter.

H. Heine.

1. Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen.
mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
ich würde nicht die Augen niederschlagen.
2. Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
in deiner selig süßen, trauten Nähe
ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.
3. Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
4. Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
so manche Tat, die dir das Herz betrübet,
das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?
5. Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen;
ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
um liebevoll die Liebe zu umfassen.
6. Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände
und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
7. Und immer irrte ich nach Liebe, immer
nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
8. Doch da bist du entgegen mir gekommen,
und ach' was da in deinem Aug' geschwommen,
das war die süße, langgesuchte Liebe!

Nach dem Vorlesen wurden die Bücher geöffnet, und einige Schüler lasen das Gedicht nach. Nachher erfolgten die Erklärungen einiger Ausdrücke, wie „demutvolles Zagen"; „g'ringe Liebesspende"; „kaltes Hassen"; „im tollen Wahn", etc. Dann suchten wir gemeinsam den Inhalt jeder einzelnen Strophe und kamen zu folgendem Resultat:

1. Strophe: Der Eigensinn und der Stolz des Dichters.

2. Strophe: Bei der Mutter verschwinden diese Untugenden; es macht sich eine gewisse demütige Hingabe geltend.

3. Strophe: Fragen nach der Ursache dieser Veränderungen: Ist's die Ueberlegenheit der Mutter? Ist's ihre Weisheit? Ist's die Frömmigkeit?

4. Strophe: Ist's ein Gefühl der Beschämung, der bittern Reue?

5. Strophe: Das Verlassen seiner Mutter aus lauter Dummheit oder aus falscher Berechnung.

6. Strophe: Das vergebliche Suchen der Liebe in der weiten Welt.

7. Strophe: Die Enttäuschung und endliche Heimkehr.

8. Strophe: Das ersehnte Wiederfinden der Liebe im Begegnen mit der Mutter.

Die Zusammenfassung des ganzen Gedichtes erfolgte in folgendem Satz:

Die wahre, echte Liebe finden wir vor allem in der trauten Familie; es ist die Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe; den höchsten Grad aber erreicht die Mutterliebe. — Ein Schüler erinnerte an das in der sechsten Klasse behandelte Gedicht: „Das Erkennen"; andere Schüler und ich erzählten Begebenheiten, welche von der Liebe der Mutter zu Vater und Kindern handeln.

Zum Schlusse gab ich eine kurze Lebensbeschreibung des Dichters H. Heine (1797 bis 1856) und charakterisierte ihn folgendermaßen:

Heine war ein zwar reichbegabter, aber haltloser, sehr sinnlich veranlagter Mensch; er lehrte die Lebens- und Sinnenlust und stiftete durch viele unsittliche, gemeine Gedichte großen Schaden. Er war nicht nur ein Verspötter der Religion, sondern auch des Vaterlandes, zog Volk und König Deutschlands in den Kot und liebäugelte mit dem Sozialismus. Auch schmähte und bemäkelte er große Dichter, wie Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, nur um sich selber in ein helleres Licht zu stellen.

Trotzdem verdanken wir seiner dichterischen Ader einige herrliche Lieder und Balladen, die im „Buch der Lieder" zusammengefaßt sind. Nebst „An meine Mutter" nenne ich: „Die Grenadiere", „Belsazar", „Wenn junge Herzen brechen", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Du bist wie eine Blume", „Leise zieht durch mein Gemüt", „Mein Herz, mein Herz ist traurig". — Wenn so die deutsche Poesie durch Heine um eine erkleckliche Anzahl vollwertiger Gedichte bereichert worden ist, hat er dennoch infolge seines widerspruchsvollen, selbstsüchtigen Charakters auf die deutsche Literatur keinen tiefgreifenden Einfluß auszuüben vermocht und gehört also nicht zu den Großen im Reiche der Dichtkunst.

Zunftstube

Die Bibel von Olivares. Es herrscht vielfach die Ansicht, Luther sei der erste gewesen, der seit Hieronymus das Alte Testament aus dem Hebräischen in eine moderne Sprache übersetzt habe. Dem ist aber nicht so. Aelter als Luther ist die Uebersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen ins Kastilische von Rabbi Moses Arragel aus Guadalfajara, die als die „Bibel von Olivares" bekannt ist. Unter der Aegide des Herzogs von Berwick und Alba für den Roxburghe Club, dessen Mitglied der Herzog ist, herausgegeben, wurde eine beschränkte Anzahl von Exemplaren für die Oeffentlichkeit zu einem Verkaufspreis von 34 Lst. für das zweibändige Werk gedruckt und bei Maggs Brothers in London verlegt. Die Uebersetzung war im Jahre 1422 auf Veranlassung von Don Louis de Guzman, Marquis von

Algabra und Großmeister des militärischen Ordens von Calatrava begonnen und 1430 zu Ende geführt worden. Auf die 5. Jahrhundertfeier des Beginnes der Uebersetzung, 1922, entschloß sich der Herzog von Alba, das Manuskript in einer seiner Bedeutung angemessenen Form zu reproduzieren. Es enthält 515 Pergamentblätter, deren Seitenränder den in kleinen Lettern geschriebenen Kommentar des Rabbis aufweisen. Ein großer Teil seines Wertes liegt in den Verzierungen, die aus 290 in Gold und Farben gemalten Miniaturen von Toledoer Künstlern von Rang bestehen, während die neunundzwanzig Anfangsbuchstaben und die Ränder samt den vielen, ganze Seiten ausfüllenden, farbigen Miniaturen das Werk französischer Künstler waren. Die gesamte Reproduktion der mit viel Mühe und Geld verbundenen Uebersetzung ist in Spanien besorgt worden. Dr. L. M.

Buchstaben als Zahlzeichen. Da nur in der hebr. Buchstabenreihe Jod an zehnter Stelle steht, muß die Verwendung der Buchstabenreihe als Zahlzeichenreihe bei den Juden aufgekommen sein, und zwar zuerst natürlich im Handelswesen. (Die Phöniker hatten ein anderes Ziffernsystem.) In hellenistischer Zeit wurde dann dieser Gebrauch der Buchstabenreihe als Zahlenreihe auch im übrigen Schrifttum verwendet. Die Reihenfolge der Buchstaben war schon früh festgelegt; wir finden sie in den alphabetischen Psalmen, im goldenen ABC der Frau (Sprichw. 31, 10.) und in den Klageliedern. (In letztern steht in drei von vier Fällen Pe vor Ajin. Der jüdische Midrasch erklärt diese Abweichung damit, daß die Juden mit dem Munde etwas gesagt hätten, was sie mit den Augen nicht gesehen hatten, also unwahr war.) (Vgl. R. Hallo in ZDMG 80,55 ff.) F. A. H.

Bücherecke

Wer ist's? Biographien von rund 15,000 lebenden Zeitgenossen. Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Veröffentlichungen und Werke, Lieblingsbeschäftigung, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Anschrift. Andere Mitteilungen von allgemeinem Interesse . . . Auflösung von ca. 3000 Pseudonymen. Begründet und herausgegeben von Herrmann A. L. Degener. IX. Ausg. Vollkommen neu bearbeitet und bedeutend erweitert. XLIX und 1792 Seiten zu 2 Spalten. Berlin 1928. Mark 46.—. Verlag Herrmann Degener.

Ein sehr nützliches und für verschiedene Berufsklassen fast unentbehrliches Buch. Vermöge der sinnreichen Anordnung und der häufig angewandten Abkürzungen wird hier auf knappem Raum überraschend viel Wissenswertes geboten. Daß ein solches Werk über eine relative Vollständigkeit nicht hinauskommen kann, ergibt sich schon aus seiner Anlage. Zu bedauern ist immerhin, daß viele führende Katholiken sich einem Unternehmen beharrlich fernhalten, das doch berufen wäre, so manche trennende Schranke zu überbrücken; der Jesuitenorden, der mit vielen Namen vertreten ist, macht dabei eine rühmliche Ausnahme. Verhältnismäßig schwach berücksichtigt scheint die deutsche Schweiz. Da die meisten Benützer Deutsche und Oesterreicher sind, wird dies begreiflich; doch liegt diese Lücke weder im Interesse der Leser, noch in der Absicht des Herausgebers; dieser ist aber auf die verständnisvolle Mitarbeit weitester Kreise angewiesen, da es sich fast ausschließlich um Selbstbiographien handelt. R. L.

Heibges, Dr. Stephan, **Klassische Sagen.** 4°, 160 S. Geb. M. 2.60. Ferd. Schöningh, Paderborn. 1929.

Soll die Schriftstellerlektüre nicht auf Schritt und Tritt stolpern, muß dem Schüler eine gründliche Kenntnis der klassischen Sagenwelt vermittelt werden. Vorliegende Darstellung der griechischen (144 Seiten) und römischen (12 Seiten) Mythen ist hiezu sehr geeigent. Sie ist im Ausdruck so edel, daß sie auch unsere Jüngsten nie verletzt werden, so lebendig geschrieben, daß auch der Rhetoriker dadurch gefesselt wired, so vollständig, daß auch der Schüler der obersten Stufen vollkommen damit auskommt. Den Stil wünschten wir uns gerne noch etwas gleichmäßiger und ruhiger. Seite 72 Z. 9 v. u. muß es heißen Leda statt Hera, S. 59 Z. 23 v. u. etc. Geryones statt Geryoneus (letzteres ist Adjektivform!). Klytaimnestra ist an allen Stellen durch Klytaimestra, Erinnyen (trotz Duden!) durch Erynien zu ersetzen. Evander (S. 145) ist durch die griechische Form Euander zu geben. Zu begrüßen ist die Angabe der Betonung im Register durch Fettdruck der Akzentsilbe; zu korrigieren sind dabei Herakles, Klymene, Menoikeus, Merope, Niobe, Pelias, Semele. Auch einige Druckfehler sind bei der hoffentlich bald folgenden Neuauflage zu verbessern. Vor allem aber sollte das Papier für eine Schulausgabe solider sein. R. L.

Birt, Theodor, **Das Kulturleben der Griechen und Römer in seiner Entwicklung,** 476 S. mit 20 Kupferdrucktafeln. Geh. M. 10.—, in Leinenband M. 12.—. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1928.

Das Wort Kulturleben darf bei Birt in seinem Vollsinn genommen werden. Sprühendes Leben spricht in der Tat aus jeder Seite, ja aus jedem Satz seiner Darstellung, hinter der niemand den heute 77jährigen vermuten möchte. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit sich der Verfasser gleichzeitig im schweren Rüstzeug des Gelehrten wie im leichtern Gewande des Essayisten bewegt und so mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit den Vorzug größter Lesbarkeit verbindet. Der Lehrer, der seiner Klasse aus diesem prächtigen Buche vorliest, darf sicher sein, daß die Jungen nicht nur dankbar und begeistert zuhören, sondern durch die Lektüre auch jedesmal dem Verständnis der Antike näher geführt werden. Aber auch für sich selber wird er reichen Gewinn aus dem Buche holen neue Erkenntnisse sich aneignen und die alten, da sie ihm in so entzückender, durch und durch moderner Prägung geboten werden, wieder auffrischen und vertiefen. Wir können das vom Verlag sehr geschmackvoll ausgestattete Werk, die Krone der fast unübersehbaren Reihe literarischer Produkte des greisen Forschers und Gelehrten, mit Ueberzeugung jedem Gebildeten, vor allem jedem Dozenten der alten Sprachen und Geschichte, zur Anschaffung empfehlen. In die Hand unserer studierenden Jugend freilich darf es gewisser Auslassungen wegen nicht unterschiedslos gelegt werden. R. L.

15. Jahrgang Nr. 7 31. Oktober 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Ein Vorbild und ein Prophet auf Christus im alten Rom? — „Kägi-Wyß“ — Zunftstube — Bücherecke.

Ein Vorbild und ein Prophet auf Christus im alten Rom?

Von P. Gerard Fäßler, Stans.

Seit der Storia di Cristo, die in der ganzen Welt gewaltiges Aufsehen erregte, hat man wenig mehr von Papini gehört. Man war deshalb gespannt, was das neue Werk, das bei Vallecchi, Florenz, herauskommt, enthalten würde, ob der berühmte Konvertit in der gleichen Richtung weiterschaffe und im gleichen blitzenden, herausfordernden Stile.

Auch das neue Werk wurde eine Ueberraschung.

„Gli Operai della Vigna“ lautet der Titel, „die Arbeiter im Weinberg“, und besagt schon dadurch in gewissem Sinne eine Fortsetzung der Storia di Cristo, des, wie Papini erklärt, besonders in seinen Heiligen wie auch in den großen Menschen und Künstlern fortwirkenden Christus. Es sind kurze, interessante Skizzen über einige der hervorragendsten Arbeiter im Weinberg des Herrn, wie die Evangelisten, Franziskus von Assisi, Jacopone da Todi, S. Ignazio di Loyola, Giuseppe de Maistre, Manzoni, Pio XI., und unter den Künstlern: Petrarca, Michelangelo, Giovanni Fattori, Oscar Ghiglia, Romano Romanelli, aus deren Leben er in meisterhafter Psychologie und zündenden Gedankenblitzen das am meisten Charakteristische heraushebt, um in allen den mannigfaltigen, aber sicheren und konsequenten Zusammenhang mit Christus, seiner Lehre, seinem Wirken und seinem Ziele aufzuzeigen. Auch in der Form ist das neue Werk ein voller, echter Papini. Scheint er auch anfangs gegenüber der Storia di Cristo weit gemäßigter und ruhiger, so bricht doch bald wieder der alte Papini durch, dem alle Halbheit, besonders auf religiösem Gebiet, ein Greuel ist, der, wo er kann, dieselbe in seiner unversöhnlichen, drastischen Art und oft bizarren Bildhaftigkeit geißelt.

Man wird sich natürlich sofort nach den Gründen dieser Zusammenstellung der Arbeiter im Weinberg fragen. Papini selbst erläutert in seiner Lettera d'accompagnamento seinen Standpunkt und seine Wahl: „Warum ich nur Heilige oder wenigstens Menschen, die nach Heiligkeit strebten, und Künstler dafür auslas? Weil auf dieser Welt nach meiner Ansicht nur die Heiligen und Künstler wirklich bewundernswert und erträglich sind. Die Heiligen als Nachahmer Gottes selbst und die Künstler als Nachahmer der Werke Gottes; die Heiligen, weil sie die wirklichen Söhne Gottes, die Künstler, weil sie, wie Dante sagt, die Enkel Gottes und darum, wenn auch etwas entfernter, doch immerhin noch mit Gott verwandt sind und ihn, wenn sie ihn auch mit dem Munde leugnen, doch naturnotwendig durch seine Werke hindurch lieben. Und darum darf es auch nicht wundernehmen, wenn gerade wegen dieser übernatürlichen Verwandtschaft, die den Ersten der Heiligen mit dem Letzten der Dichter verbindet, sich auf diesen Seiten unter dem gleichen Titel der Evangelist Johannes, der junge Adler, der an der Brust des Heilandes seinen Horst aufgeschlagen, neben Malern und Schriftstellern findet, von denen wir manche noch jetzt im Gewande dieser Welt durch unsere Straßen wandern sehen. Sie alle sind Arbeiter im gleichen Weinberg.“

Diesen Skizzen der Heiligen und Künstler aber geht noch ein eigenes Kapitel voraus mit dem Titel „Cristo Romano“. Mit diesem nun möchte ich die Leser der „Schweizer-Schule“, vor allem der „Mittelschule“ bekannt machen. Betrifft es doch Männer, die seit Jahrhunderten ihren unverrückbaren Platz im humanistischen Studienprogramm innehaben und die nun in einem Lichte dargestellt werden, in dem sie wohl kaum je ein Lehrer geschaut, und in einem Zusammenhang, der auf den ersten Blick sicher den Widerspruch heraus-

fordert. So paradox klingt die Behauptung Papinis. Jedenfalls entbehrt aber seine Zusammenstellung und Beweisführung nicht des lebhaften Interesses und mag manchem Lehrer für die apologetische Verwertung Caesars und Vergils dienlich sein. Daher seien die Gedankengänge des Autors hier in ihren Hauptzügen wiedergegeben.

Es handelt sich zunächst um nichts Geringeres als um eine Gegenüberstellung von Christus und Julius Caesar. Selbstverständlich nicht, um letzteren zum Gott zu erheben, sondern vielmehr, um in ihm und seinem Leben ein großes Vorbild auf Christus hin aufzuzeigen, wie wir sie im Alten Testament in Abraham, Isaak, Jakob, David und Salomon haben, und darin vor allem das Walten der göttlichen Vorsehung darzutun, die nicht nur im israelitischen, sondern auch im römischen Volke sich offenbarte. „Warum", frägt sich nämlich Papini, „sollte nicht auch Rom, das doch seiner Bestimmung wegen eben so hoch im Plane der Vorsehung stand, seine Vorbilder haben, die Christus und dem Christentum den Weg bahnen und ebnen konnten?" Er weiß natürlich, daß er auf Widerspruch stößt, daß man ihm entgegenhält, Julius Caesar sei ja viel eher eine Antithese von Christus, denn Caesar habe den Krieg, Christus den Frieden gebracht, Caesars Leben sei von Lastern und Schuld befleckt gewesen, Christus aber die Vollkommenheit selbst.

Auf all das antwortet Papini in erster Linie, daß alle Vorbilder nach katholischer Lehre nichts anderes als schwache und unvollkommene Schattenbilder des Gottmenschen, nicht aber Helden gewesen, die ihm à la Plutarch gleichwertig hätten an die Seite gestellt werden können. Der Mensch kann sich nicht mit Gott messen und ihm vergleichen, auch wenn Gott sich einmal gewürdigt hat, Mensch zu werden. Sodann dürfe man nicht vergessen, daß sich auch unter den Vorbildern des Alten Testamentes solche finden, die nichts weniger als vollkommen gewesen, die vielmehr, wie David und Salomon, sich schwer in den Augen Gottes und der Menschen verfehlten. So sei auch Julius Caesar ein Mensch, und zwar ein sündiger, gewesen, aber, wenn man näher auf sein Leben eingehe und sein Denken und Handeln mit dem seiner Zeitgenossen vergleiche, müsse man doch gestehen, daß er sich von allen unterschied, daß er geradezu einzig mitten in seiner Nation dastand und allen anderen nicht nur durch das Genie seines Geistes, sondern vor allem auch durch andere Eigenschaften überlegen war, die zwar nicht so sehr in die Augen stechen, aber darum nicht weniger wahr und verbürgt seien. „Vor allem", beginnt nun Papini seine Gegenüberstellung, „war Julius Caesar mitten in einer Zeit der Spaltungen wilder Bürgerkriege und blutiger Rache der Mann der Verzeihung und der Versöhnung. Das heben alle Geschichtsschreiber, die von ihm sprechen, einstimmig als charakteristisches Merkmal hervor. Wir kennen Caesar nur als den großen Krieger, den Eroberer, fast so wie ihn noch Petrarca schaute:

> Cesare taccio che per ogni piaggia
> fece l'erbe sanguigne
> di lor vene ove il nosto ferro mise.

Wenn wir aber die alten Geschichtsschreiber, Freunde und Feinde: Sallust und Sueton, Plutarch und Dio Cassius lesen, so werden wir finden, daß seine Milde ihnen weit mehr als seine Siege in die Augen stach und ihnen Achtung abrang.

„Caesar", schreibt Vellejus Paterculus [1]), „kehrte, nachdem er seine Feinde besiegt, nach Rom zurück und, was geradezu unglaublich ist, verzieh allen denen, die die Waffen gegen ihn ergriffen hatten." Ja selbst die, welche ihn schwer beleidigt hatten, konnten seines Wohlwollens sicher sein. „Denn er hegte nie", schreibt Sueton [2]), gegen irgend jemand einen so schweren Haß, daß er ihn nicht gern bei gegebener Gelegenheit abgelegt hätte. Dem Gajus Memmius, auf dessen beißende Reden er zuerst mit gleicher Schärfe geantwortet, war er kurz darauf wieder gnädig, als sich jener um das Konsulat bewarb. Dem Gajus Calvus, der verleumderische Epigramme auf ihn verfaßt, schrieb er zuerst wieder. Den Valerius Catull, durch dessen Verse über Mamurra er sich tief beleidigt gefühlt, lud er, als er sich entschuldigte, noch am gleichen Tage zu Tische. — Cornelius Fagita, vor dessen nächtlichen Anschlägen er, krank und flüchtig, sich nur mit Mühe hatte retten können, erlaubte er nicht ein Haar zu krümmen. — Und nachdem er die Pompejaner in Afrika und Spanien besiegt hatte und absoluter Herr der Republik war, vergab er nach der Schlacht von Pharsalus allen und versöhnte sich mit allen seinen ehemaligen Feinden."

Und von Aegypten aus schrieb er in einem berühmten Briefe [3]): „Ich will nicht Sulla nachahmen. Fangen wir eine neue Art des Siegens an, und suchen wir den Frieden in der Milde und Güte." Als er das abgeschlagene Haupt des Pompejus sah, weinte er und verfolgte dessen Mörder und ließ in Rom die Statue seines Rivalen aufstellen. Und als er von dem Selbstmord Catos hörte, rief er aus: „O Cato, fast möchte ich dir um deines Todes willen zürnen, und zwar besonders deshalb, weil du mich so des Ruhmes beraubt hast, dich zu retten." [4]) Auch befahl er, daß den Kin-

[1]) Vellejo Paterculo, Storia Romana II. 56.
[2]) Sueton: Caesar 73—74.
[3]) Cicero, ad Atticum, IX. 7.
[4]) Plutarch, Caesar LIV.

dern des besiegten Pompejus die väterlichen Güter erhalten bleiben sollten.[5]) Er verzieh Brutus, der gegen ihn kämpfte und der ihn später ermordete, er verzieh Cicero, der sich zur Partei des Pompejus geschlagen und nicht an eine solch ungewohnte und zu jener Zeit geradezu wunderbare Milde glauben konnte, so daß er an Atticus schrieb: „Wenn man so leicht verzeiht, heißt das nur, daß man die Rache verschiebt."[6])

Und in der Tat, die Römer sagten allgemein, es sei wirklich etwas Wunderbares, wenn es einem Sieger genüge, scribere ubi liceret proscribere. Caesar aber schrieb nach dem Zeugnis Plutarchs selbst an seine Freunde in Rom, die schönste Frucht, die er in seinen Siegen gepflückt habe, sei die, daß er einigen Bürgern, die immer gegen ihn die Waffen getragen, das Leben habe schenken können.[7])

„Was man auch", bemerkt Sueton[8]), „gegen ihn dachte und sagte, er wollte es lieber hindern als strafen. Deshalb begnügte er sich auch, als eine Verschwörung und nächtliche Zusammenkünfte gegen ihn aufgedeckt wurden, durch ein Edikt die Schuldigen wissen zu lassen, daß sie bekannt seien und ihnen öffentlich zu raten, davon abzulassen."

Dazu vergleiche man auch im bekannten Passus in Sallusts „Katilinarischer Verschwörung" die Gegenüberstellung von Caesar und Cato. „Caesar", schreibt Sallust[1]), „stand in hohem Ansehen wegen seiner Wohltätigkeit und Freigebigkeit, Cato wegen seines unbestechlichen Lebens. Caesar wurde berühmt durch seine Güte und Milde, Catos Ansehen wuchs gerade durch seine Strenge. Beide gewannen gleichen Ruhm, der eine dadurch, daß er allen gab, half und verzieh, der andere gerade dadurch, daß er nichts gab. Caesar war die Zuflucht der Elenden, Cato die Geißel der Verbrecher, Caesar pflegte sich ganz für seine Freunde abzumühen, für sie zu wachen, sich ihnen zu opfern und ihnen nichts zu versagen."

Läßt sich ein größerer Gegensatz denken? Und leuchtet nicht gerade dadurch Caesars Milde und Güte in doppelt hellem Lichte hervor? Und wenn wir nun noch von anderer Seite wissen, daß Caesar wirklich die Zuflucht der Armen war, und daß Cato den Geist der römischen Ueberlieferung darstellt, drängt sich einem da nicht fast der Gedanke auf, daß gerade seine Sanftmut, die besonders damals im römischen Volke etwas Unglaubliches war, in ihm fast von göttlicher Vorbedeutung gewesen?

Wie Caesar aber großmütig im Verzeihen war, so war er auch **großmütig im Geben.**

„So oft das Getreide im Ueberfluß vorhanden war", bezeugt Sueton[2]), „teilte Caesar ohne Maß und Grenzen aus, und soviele Bürger, Eingeladene und nicht Eingeladene, zu ihm kamen, überhäufte er sie mit reichen Gaben."

Die Geschichte hat uns ein grandioses Beispiel seiner Freigebigkeit überliefert. — Einmal lud er, auf seine Kosten, das ganze römische Volk zu einem Gastmahl, das aus 24,000 Tischen mit je drei Ruhebetten bestand. Da ihm aber schien, auch das sei noch etwas spärlich ausgefallen und stehe nicht im Verhältnis zu seiner sonstigen Freigebigkeit, veranstaltete er 5 Tage nachher ein noch großartigeres.[3]) — Sind das nicht Züge, die die unendliche Freigebigkeit des Heilandes und sein unaufhörliches Millionengastmahl der Hl. Eucharistie wenigstens symbolisieren und darauf hindeuten können?

Er verachtete dann auch die Niedrigen, Armen und Sünder nicht. Als er Herr im Staate war, erhob er oft Männer zu den höchsten Aemtern, die aus den untersten Schichten des Volkes stammten.[4])

Und all seine Güte und Großmut und Freigebigkeit rettete auch Caesar nicht vor Neid und Haß.

Es gibt aber noch eine andere Seite in der Gestalt Caesars, die man viel zu wenig beachtet: sein **Verhältnis zur Gottheit.** Man übersieht sehr leicht, daß Caesar, der Begründer jenes Weltreiches, welches das Papsttum als Erbe übernehmen sollte, mit 17 Jahren auch schon Sacerdos, Flamen Dialis war, also das wichtigste Priestertum der damaligen Zeit inne hatte, und mit 37 Pontifex Maximus, Oberhaupt der römischen Religion wurde, und daß er im Palast der Könige wohnte.[5]) Ja, Caesar glaubte sogar selbst, aus göttlichem Geschlechte abzustammen. Denn in der öffentlichen Rede, die er auf den Tod seiner Gattin hielt, sagte er: „Meine Ahne Julia stammt mütterlicherseits aus königlichem Geblüt, väterlicherseits ist sie den unsterblichen Göttern verwandt; denn von Ancus Marcius stammen die Marcierkönige ab, aus deren Stamm meine Mutter war, von Venus aber die Julier, auf die meine Familie ihren Ursprung zurückführt. Ich habe also in meinem Hause die erhabene Majestät der Könige, die so hoch über die übrigen Menschen hinausragen, zugleich mit der Heiligkeit der Götter, von denen die

[5]) Valerius Maximus, Factorum et dictorum memorabilium V. 1.
[6]) Cicero, ad Attic. XI. 20.
[7]) Plutarch, Caesar XLVIII.
[8]) Sueton, Caesar 75.

[1]) Sallust, Conjurat. Cat. LIV.

[2]) Sueton, Caesar 26, 27.
[3]) Sueton, Caesor 38.
[4]) Sueton, Caesar 72.
[5]) Die Studie von W. Warde Fowler, An unnoticed trait in the character of J. C. (in „Classical Review 1916, pp. 68 – 71.

Könige selbst wieder abhängig sind." [1]) Natürlich ist das von seiner Seite eine stolze, phantastische Ueberhebung. Und doch, — stehen wir da nicht vielleicht auch einem heidnischen Vorbilde der doppelten Abstammung Christi gegenüber, der dem Fleische nach ein Sohn Davids, der ewigen Zeugung nach der Sohn Gottes war?

Die Beziehungen Caesars zur Religion hören aber damit nicht auf: Nach seinem Tode befahl der Senat, ihn als Gott zu ehren und ließ nachher einen Tempel der Milde errichten, der ihm geweiht war. [2]) Caesar war damit der erste Römer, der, nach dem mythologischen Romulus unter die Götter aufgenommen wurde. Darum schrieb auch Valerius Maximus bei seinem Tode: „So pflegen nicht Menschen zu sterben, sondern vielmehr die unsterblichen Götter in den Himmel zurückzukehren." [3])

Es ließen sich auch noch die wunderbaren Erd- und Himmelszeichen anführen, die seinen Tod begleiteten. Doch wir wollen dies übergehen und nur noch auf einen merkwürdigen Parallelismus aufmerksam machen zwischen dem Schicksal der Mörder Caesars und dem der Mörder Christi. Wir wissen, wie elend Judas, Pilatus, Kaiphas und Herodes Antipas endigten. Wir wissen aber auch, daß auch die Hauptverschwörer der Iden des März wenige Jahre nachher ermordet wurden oder sich selbst den Tod gaben. Decimus Brutus und Pontus Aquila fielen im Krieg von Modena, Marcus Brutus und Cassius legten nach der Niederlage von Philippi selbst Hand an sich, und Dante verurteilt sie zur gleichen Strafe wie Judas.

Und noch ein weiteres, merkwürdiges Vergleichungsmoment wollen wir herausheben. Das ist Caesars außerordentliche Vorliebe für das Volk, aus dem Christus hervorgehen sollte, die Juden. Von Josephus Flavius erfahren wir, daß Caesar den Juden wiederholt große Privilegien gewährte, die er sonst keinem andern Volk des Ostens gab. Gerade zur Zeit, da Caesar, wie Sueton [4]) lehrt, alle Genossenschaften außer die ältesten unterdrückte, gab er den Juden die Freiheit, eine eigene unabhängige Gesellschaft zu bilden, mit eigenen Häuptern und Satzungen, und gewährte ihnen überdies Kultusfreiheit, Freiheit von allen Steuern und vom Militärdienst und das Recht, nach den Gebräuchen ihres Volkes zu leben. [5]) Und darin wieder sticht Caesar, wie nach einem geheimnisvollen Plan, von allen andern Römern ab; denn in den Schriften aller seiner Mitbürger vor ihm und nach ihm finden wir nichts als Verachtung und Hohn auf die Juden. [6])

Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn man bei Sueton liest, daß nach dem Tode Caesars eine gewaltige Menge von Fremden, nach Nationen geordnet, sich um seinen Scheiterhaufen sammelte und die Totenklage darbrachte, und zwar jedes Volk nach seinen Gebräuchen, vor allem aber die Juden, die in Scharen mehrere Nächte hindurch sein Grab besuchten. [1])

Und endlich sein Tod! —

Von wem wurde Caesar ermordet? — Von Brutus und Cassius, d. h. von denen, die er einst vom Tode errettet, mit Wohltaten überhäuft und zu seinen besten Freunden gemacht hatte.

Und warum wurde Caesar ermordet? Weil, man ihn, und zwar fälschlicherweise, anklagte, er habe sich zum König machen wollen. Und doch wies er die Krone, die ihm die Freunde anboten, mehrmals zurück. Aber sein Verzicht ersparte ihm die 23 Dolchstiche nicht, die ihn durchbohrten.

Und war nach dem Zeugnis Ciceros nicht auch Brutus habsüchtig und unterhielt im Orient Wuchergeschäfte? [2])

So, läßt sich noch manches anführen; denn ich habe kaum einen Drittel der Zeugnisse angeführt, um nicht allzu weitschweifig zu werden. Man könnte z. B. noch beifügen, daß man zweimal Caesar zu ermorden versuchte: zur Zeit des Sulla und zur Zeit des Catilina, wie man zweimal den Heiland zu töten versuchte: in Bethlehem und in Nazareth; daß er 40 Tage auf einer öden Insel mitten unter Räubern, die ihn gefangen genommen, zubringen mußte, wie Jesus 40 Tage in der Wüste bei den wilden Tieren war und später am Kreuz sich zwischen Räubern befand; daß die Weltherrschaft und Mission sich ihm am Rubikon erschloß, wie die messianische Mission des Heilandes am Jordan ihre Bestätigung erhielt. — Ja, man könnte sogar noch daran erinnern, was sich auf dem Meere zugetragen, als Caesar dem vom Sturm erschreckten Fährmann fast wie Christus dem Petrus sagte: „Was fürchtest du? Du fährst ja Caesar!" Caesar wurde zweimal die Krone angeboten, und zweimal wies er sie zurück, wie auch Christus zweimal das irdische Reich zurückwies, zuerst in der Wüste und später nach der Brotvermehrung." [3])

„Gewiß", schließt endlich Papini, „herrscht ein

---

[1]) Sueton, Caesar 8.
[2]) Plutarch, Caesar LXVII.
[3]) Valerius Maximus III, 5.
[4]) Sueton, Caesar 42.
[5]) Josephus Flavius. Ant. Jud. XIV, 10, 2—25.
[6]) Man vergleiche: Juvenal XIV; Persius V; Tacit, Hist. V, 2 sq. Plinius, Nat. Hist. XIII. 8; Horaz, Sat. I. IV. 113; V. 100; IX. 69. Cicero, De provinciis consularibus V.

[1]) Sueton, Caesar 84.
[2]) Cicero: Ad Attic. VI. 1. 7; Boissier: Cicéron et ses amis, Paris, Hachette 1917.
[3]) Sueton, Caesar 79; Matth. IV. 8, 9; Joh. VI. 15.

unendlicher Abstand zwischen Caesar und dem Gottmenschen, zwischen dem, der die Lorbeerkrone trug, und ihm, dessen Haupt mit einer Dornenkrone umwunden war, zwischen dem, der Länder eroberte, und dem, der Seelen eroberte. Aber das müssen wir doch zugeben, daß wir nun einen Caesar vor uns haben, der stark von den überlieferten Schulbuchbildern absticht, einen Caesar, der gerade durch die unerklärliche Uebereinstimmung von Eigenschaften und Ereignissen in seinem Leben würdig ist, der, wenn auch unbewußte, Wegbereiter auf Christus zu sein. Denn dies ist, um es kurz noch einmal zusammenzufassen, ein Caesar, der Neigungen und Tugenden aufwies, die sich gewaltig von denen der andern Römer unterscheiden, ein Caesar, der den Feinden verzeiht, der allen überreiche Wohltaten spendet, der das rechtmäßige Haupt der römischen Religion war, sich selbst für göttlichen Ursprunges hielt und als Gott verehrt wurde, ein Caesar, der das Volk, aus dem der wahre Gott geboren werden sollte, liebte und schützte, ein Caesar, der von seinen liebsten Freunden verraten und getötet wurde, weil er auch wie Jesus angeklagt war, er habe sich zum König machen wollen.

Ich behaupte natürlich nicht, daß diese meine Entdeckung objektiver Wahrheit entspreche. Ich überlasse das Urteil darüber, ob Caesar wirklich so gewesen, wie ihn die historischen Zeugnisse darstellen, und ob nun wirklich ein gottgewollter Zusammenhang zwischen Christus und Caesar bestand, weiseren Leuten als ich bin. Nur, wenn man zugibt, daß Rom, gerade um seiner zukünftigen Mission willen, es verdiente, auf Christus vorbereitet zu werden, und zwar so gut wie Jerusalem: was für ein anderer Römer, der vor der Menschwerdung gelebt, könnte eher als prophetisches Vorbild Christi angesehen werden, denn Julius Caesar, der ein Weltreich gründete, wie Christus die Kirche, und als seine Erben Octavianus Augustus hinterließ, wie Christus den Petrus, der in der Person seiner Nachfolger mit der Erbschaft Christi auch diejenige Caesars übernehmen sollte.

Um es noch einmal zu betonen: Es handelt sich nicht darum, sakrilegische Vergleiche anzustellen zwischen einem Menschen, der allen Fehlern und Folgen des Sündenfalles unterworfen war, und Christus, der gekommen, vom Falle zu retten, sondern nur darum, in Caesar, der in Rom ermordet wurde, ein dunkles Vorzeichen dessen zu sehen, der in Jerusalem getötet werden sollte. Mir aber kommt es vor, als zeige sich gerade darin ein neuer Beweis der Gerechtigkeit und Güte Gottes, daß er der heiligen Stadt Rom in dem Begründer des Weltreiches eine bildliche Prophezeiung von der unmittelbar bevorstehenden Ankunft dessen gab, der auf den Ruinen des römischen Weltreiches das geistliche Reich der Kirche gründete, die niemals aufhören wird." (Schluß folgt.)

„Kägi-Wyß"

Eduard v. Tunk, Immensee.

Die vor Jahren aufgerollte Frage, ob an Kaegi's griechischen Uebungsbüchern etwas geändert werden solle oder nicht, geht ihrer Lösung entgegen. Man erinnert sich, daß, veranlaßt durch die preußischen „Richtlinien", der Verlag Weidmann in Berlin seinerzeit einen „Kaegi-Brun" herausgab, der außerhalb Preußens überall abgelehnt wurde und selbst in Preußen wenig Zustimmung fand. Dadurch sah sich die Verlagsanstalt gezwungen, eine konservativere Bearbeitung des alten Kaegi folgen zu lassen, nämlich die 30. neubearbeitete Auflage; wir nennen sie nach dem Bearbeiter „Kaegi-Denecke". Wären hiefür die außerpreußischen Schulen zu haben gewesen, so konnte dieses Buch in Preußen selbst nur eine zeitlich beschränkte Bewilligung des Ministeriums erhalten, da die Forderungen der „Richtlinien" nicht genügend berücksichtigt waren. In dieser Lage entschloß sich der Verleger, in Zukunft zwei verschiedene griechische Uebungsbücher herauszugeben, eines für die Schulen außerhalb Preußens, und ein anderes für die preußischen. Es wirkt nun angenehm, daß die Bearbeitung des für außerpreußische Schulen bestimmten Uebungsbuches einem Schweizer anvertraut wurde. Herrn Dr. Wyß in Biel. Ihm zur Seite steht als Berater für die außerschweizerischen Bedürfnisse ein württembergischer Pädagoge.

Anläßlich der 77. Jahresversammlung des Vereines schweizer. Gymnasiallehrer in Baden konnte am Sonntag, den 6. Oktober 1929, der neue Herausgeber der Kaegi'schen Uebungsbücher vor der Sektion der klassischen Philologen seine Pläne entwickeln. Da der Verlag es ablehnt, den alten Kaegi unverändert weiter bestehen zu lassen, da aber auch manches tatsächlich reformbedürftig erscheint, ergibt sich von innen wie von außen her die Notwendigkeit, etliche Aenderungen durchzuführen. Andrerseits versteht es sich von selbst, daß an Stelle eines so wohldurchdachten Werkes, wie der alte Kaegi es war, nur wiederum ein Buch treten darf, das in seinem Aufbau, in der Uebereinstimmung seiner Teile seinem Vorgänger ebenbürtig ist. Nur so wird es auch gelingen, das neue Buch an allen schweizerischen Gymnasien durchzusetzen und die bisher bestandene Einheit zu wahren. Die Wahrung dieser Einheit hängt aber auch

davon ab, daß kein Teil der Interessenten, weder jene, die Neuerungen eher zugänglich sind, noch jene, die sich zu Aenderungen nur schwer verstehen wollen, dem Buche entfremdet wird. Dieses vorsichtige Vorgehen des Bearbeiters berührt durchaus sympathisch. Die konkreten Vorschläge, die gemacht wurden — Einzelheiten kamen ohnehin nicht in Frage —, fanden auch allgemeine Zustimmung. Folgendes steht also fest: die Formenlehre wird in einen Band vereinigt werden; der zweite Teil (Uebungsstoff zur Syntax) wird mehr die sprachpsychologische Seite berücksichtigen an Stelle der bisher vorherrschenden sprachlogischen Momente. Die einführenden Abschnitte, also der Stoff der ersten Wochen des Griechisch-Unterrichtes, werden so gestaltet, daß der Schüler mehr als bisher vorankommt und eben dadurch schneller Zutrauen zum neuen Gegenstande gewinnt. Auch sollen, wie dies „Kaegi-Denecke" gezeigt hat, gewisse größere Stoffkomplexe zerschlagen werden, z. B. die bisher aneinandergereihten Pronomina. Andrerseits werden Streichungen vorgenommen im deutsch-griechischen Uebungsstoff sowie an der Zahl der zusammenhängenden Lesestücke.

Diese bereits fest in Aussicht genommenen Aenderungen sind warm zu begrüßen. Falls mehr Zeit zur Verfügung gestanden wäre, hätte wohl die Diskussion noch manchen anderen Vorschlag gezeitigt. Es wird vielleicht dem Neubearbeiter nicht unangenehm sein, wenn hier noch einiges beigebracht wird. Dabei hofft der Verfasser dieser Ausführungen, daß auch andere Griechischlehrer ihre Meinung äußern — sei es hier in der „Mittelschule", sei es direkt an Herrn Dr. Wyß —, damit das neue Werk so gestaltet werde, daß auf längere Zeit hinaus keine wichtigeren Aenderungen mehr vorgenommen werden müssen. Die folgenden Darlegungen sind im übrigen vom Bewußtsein getragen, daß nicht allzu radikale Aenderungen Platz greifen können und daß überhaupt Diskussionsbeiträge nur Vorschläge sind, über die letzthin zu entscheiden Sache desjenigen ist, der sie durchführt oder nicht.

Von den in „Kaegi-Denecke" vorliegenden Reformen scheinen m. E. beachtenswert — außer der Zerschlagung des Blocks der Pronomina, nach deren Muster übrigens auch die Präpositionen behandelt werden dürften — die Umstellungen, die beim Perfektstamm vorgenommen wurden. Bei „Kaegi-Denecke" lernt der Schüler zuerst *πεπαίδευμαι* und dann erst *πεπαίδευκα*. Ich glaube, der Grund hiefür liegt darin, daß am Passiv-Perfekt die Bedeutung des Perfektstammes besser aufgezeigt werden kann. In der Tat ist der Unterschied der Bedeutung „ich bin erzogen worden" ohne weiteres klar, während wir in der richtigen Darstellung des Aktivperfekts zu Umschreibungen greifen müssen, die bei der praktischen Arbeit, nämlich bei der Uebersetzung, doch nicht verwendet werden. Man denke nur an „ich bin mit Erziehen fertig".

Ohne Bedenken kann man „Kaegi-Denecke" wohl auch beistimmen, wenn er an die verba contracta unmittelbar gewisse Ausnahmen der Kontraktionsgesetze anschließt. Wünschenswert wäre es allerdings, wenn diese Abweichungen in einem eigenen Abschnitt oder deutlich gekennzeichneten Unterabschnitt folgten. Läßt man es dabei, dann wäre freilich zu erwägen, ob nicht mit den Verben auf — *όω* der Anfang gemacht werden soll. Diese nämlich kennen keine Ausnahmen. Daran schließen sich naturgemäß die Verba auf — *έω*, von denen einige in gewissen Formen nicht kontrahieren. Die Verba auf — *άω* mit den weitergehenden Ausnahmen bildeten hierauf den Abschluß. Würden hingegen zuerst nur die regelmäßigen verba contracta gebracht und — wie bisher — die Ausnahmen auf später verwiesen, dann dürften vielleicht die Verba auf — *έω* die Spitze bilden, weil die bei ihnen waltenden Kontraktionsgesetze sämtlich dem Schüler bekannt sind, sferne bei den Sigma-Stämmen der 3. Deklination hierauf eingegangen wurde.

Von anderen Dingen absehend — ich möchte, schon mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum, weniger Wichtiges hier nicht vorbringen —, bringe ich zum Schluß nur noch eine Sache vor, die mir wichtig erscheint, nicht nur für das Griechische allein, sondern für beide alten Sprachen. Wir lehren unsere Schüler, daß — normalerweise — dem deutschen Imperfekt im Lateinischen das historische Perfekt, im Griechischen der historische Aorist entspricht, daß umgekehrt die Imperfekta der alten Sprachen nur in bestimmten Fällen zu setzen sind. Warum aber nehmen wir dann nicht zuerst jene Tempora durch, die gewöhnlich unserem Imperfekt entsprechen? Der Einwand, daß das Imperfekt eben vom Praesensstamm gebildet wird, scheint mir deshalb nicht stichhaltig, weil sich der Schüler darum nur insoferne interessiert, als es ihm beigebracht wird und er es wissen muß. Den tieferen Sinn davon wird er aber doch erst später erfassen. Für das Griechische fände sich aber bei einer Vorwegnahme des Aorists vor das Imperfekt noch der Vorteil, daß auch das Futurum früher durchgenommen werden könnte und so rascher drei Tempora zur Bildung und Umwandlung von Sätzen zur Verfügung ständen. Da ferner beim Aorist und Futurum Medium und Passiv verschiedene Formen haben, gewöhnt sich auch daran der Schüler rascher, als wenn er beim Imperfekt diese Unterscheidung nicht machen mußte, die allerdings auch im Praesens nicht gilt.

Zunftstube

Für den Lateinlehrer: Ars Latina

Lateinisches Unterrichtswerk. Herausgegeben von Humborg — Linnenkugel — Uhlmann — Uppenkamp, früher Ferdinand Schultz. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn. Lateinische Sprachlehre I. Teil: Laut- und Formenlehre, 2 Aufl. 1928, Mark 2.60. II. Teil: Satzlehre, 1. Aufl. 1928, Mark 3.60. Uebungsstoffe, Sexta, 21. Auflage 1929, Mark 2.40. Quinta, 21. Auflage 1929, Mark 3.40. Quarta, 11. Auflage 1928, Mark 3.80. Untertertia, 7. Auflage 1928, Mark 2.70. Obertertia-Untersekunda, 1. Auflage 1929, Mark 3.90.

Die vorliegenden Bücher bilden ein geschlossenes Ganzes für den Unterricht in der lateinischen Sprache und bieten alles, von den einfachsten grammatischen Begriffen des Erstkläßlers bis zu dem, was man an stilistischen Feinheiten vom reifen Gymnasiasten erwarten darf. Das Grammatik-Pensum ist so maßvoll und weise auf die verschiedenen Stufen verteilt, die Schwierigkeiten werden so sachte Schritt um Schritt eingeführt, daß man die Ueberzeugung bekommt, hier seien sehr erfahrene Pädagogen an der Arbeit gewesen. Einzelsätze und zusammenhängende Stücke wechseln ab. Das Material für die erzählenden Partien ist naturgemäß zum größeren Teil dem Altertum entnommen. Wo Weltanschauungsfragen zu Tage treten, finden wir ein klares, positives Christentum. So lesen wir z. B. in der Sexta: Nos Christiani sumus. Christus filius Dei est. Und in der Quarta finden wir das Magnificat und die Erzählung von der Geburt Christi nach dem Evangelium des Lukas, einen Abschnitt aus Märtyrerakten und anderes. Eine größere Zahl recht gut ausgewählter Bilder demonstriert dem jungen Lateiner das Altertum ad oculos.

Das alles sind Vorzüge, die einen geradezu reizen, nach diesen Büchern zu lehren. Allerdings braucht es zur gründlichen Durcharbeitung des gebotenen Stoffes eine Stundenzahl, die wir in der Schweiz wohl nur noch an katholischen Kollegien haben. Und auch da ist es mit der Stundenzahl allein noch nicht getan; der Lehrer muß über ein bedeutendes Maß ausdauernder Strenge verfügen.

Das Werk umfaßt etwas viel Bände. Man denke sich: Fünf Uebungsbücher und zwei Sprachlehren! Alle zusammen kosten Mark 22.40, also etwa 28 Franken. Freilich verteilen sich die Kosten auf mehrere Jahre. Um Unter- und Obertitel gut zu kennzeichnen, Klammerbemerkungen gegenüber dem Haupttext gut zu unterscheiden, wichtige Wortformen scharf hervorzuheben, sind verschiedene Schriftgrößen und -arten verwendet worden. Man bezweckte Uebersichtlichkeit und erreichte da und dort das Gegenteil. Man hat des Guten zuviel getan, so daß das Schriftbild mancher Seiten unruhig wirkt. Dafür scheint das Papier gut zu sein. Der Verlag hat sich übrigens alle Mühe gegeben, dem Werk ein sehr gefälliges Gewand zu geben. Man könnte wohl verschiedener Meinung sein über manche Kleinigkeit, über die aber eine so summarische Beurteilung, wie die vorliegende, ruhig hinwegsehen kann. Die beiden Bände der Sprachlehre zeigen, daß die Verfasser auch die modernen Fragen der Philologie verfolgen. Ob aber alles das, was im zweiten Teil an historisch-psycholog.schen Exkursen geboten wird, den Schüler interessiert, ist eine Frage.

Das sind die Gedanken, die dem Unterzeichneten beim Durchschauen der Ars Latina gekommen sind. Allerdings wird erst die Praxis den vollen Wert eines Lehrbuches beweisen. Daß aber diese Bücher über ihre Brauchbarkeit im Unterricht sich ausgewiesen haben, dafür bürgt die hohe Auflageziffer der Bände von Sexta bis Untertertia, und der zuletzt erschienene wird den andern an Brauchbarkeit nicht nachstehen.

St. Gallen. Dr. P. H.

Der Name der Phöniker. In ägyptischen Denkmälern des Alten Reiches (vor 2000) kommt ziemlich häufig das Wort Fonichu (ungefähre Vokalisation) vor und bedeutet Tischler, Zimmermann, Schiffsbauer.

Wie im Neugriechischen die Hufschmiede Albani genannt werden, weil diese aus Albanien hergewandert kommen, wie ein St. Galler Schulkind auf die Frage, was ein Maurer sei, die Antwort gab: „Ein Italiener," so mochten die ältesten Aegypter die Verarbeiter von Großholz einfach Phöniker genannt haben, weil diese die eigentlichen Zimmerleute waren, indem sie im Besitze des berühmtesten und bekanntesten Großholzes, der Libanonzedern, waren. Aehnlich — aber auf Grund einer andern Industrie — wurden die Phöniker in Griechenland allgemein als Rotfärber bekannt, und das griechische Wort foinos ist eine Verkürzung aus Phoinikes wie Puni und Poeni, und gemahnt an Berlinerblau und Pariserblau, an Schweinfurtergrün und Indigo, auch an die Bezeichnung Gibliot für Großschiffe, weil diese aus Gebal, Byblos kamen, auch an die hebräische Bezeichnung Tarsis für Großschiffe, weil diese nach Tarsis fuhren, auch an die griechische Bezeichnung Byblos, Biblos für Papier, Buch, weil der Umschlagshafen für Papyrus eben Gebal, Byblos, war, auch an die griechische Benennung der gauloi für phönikische Schiffe, weil diese aus eben der genannten Gebal stammten.

Damit ist über die ursprüngliche Herkunft der Phöniker selber noch nichts gesagt. Es bleibt immer noch möglich, daß sie aus Puntu, irgendwo am Roten Meere gelegen, ausgewandert sind, sodaß der alte Name wirklich Punier, erst der spätere Name Phoiniker gelautet haben kann, aber beide im Gebrauch blieben. (Vgl. Eisler ZDMG 80, 154 ff.) F. A. H.

Bücherecke

Homer, Ilias, vollständige Ausgabe. Hrsg. von Geh. Studienrat Dr. S. P. Widmann, Münster. (Aschendorffs Sammlung latein. und griech. Klassiker.) Aschendorff, Münster. '29, IV und 540 S. M. 4.—.

Die ungekürzte Ausgabe der Ilias erfüllt einen langgehegten Wunsch. Seit in unsern Klassen verschiedene Ausgaben nebeneinander herlaufen, ist sie geradezu Bedürfnis geworden. Sowieso sind Auswahlausgaben — zumal wo umfangreichere Kürzungen vorgenommen wurden — immer etwas Heikles, weil Subjektives. Auch beschränken sie die Möglichkeit der Ver-

weisung auf Parallelstellen und der Vergleichung, dies vor allem, wenn, wie bei der bisherigen Ausgabe von Bach, Verbindungsverse konstruiert und eine von der ursprünglichen abweichende Verszählung eingehalten wurden. Daß die über den einzelnen Abschnitten der Gesänge stehenden Inhaltsangaben, sowie Einleitung und Namenverzeichnis als „der Selbsttätigkeit des Schülers hinderlich" verschwinden mußten, leuchtet uns trotz der (oft recht eigenwilligen!) „Richtlinien" nicht ein. Eine vernünftige Zielsetzung und Unterstützung kann doch die Schülerarbeit nur fördern. Und daß auch die beste Altertumskunde in Bezug auf Eigennamen hundertmal versagt, beweist gerade der vom Herausgeber empfohlene Leonhard. Schmerzlich empfinden wir auch die Unterdrückung des kurzen, aber inhaltsreichen Sachregisters, das noch der 4. Auflage von Bach beigefügt war und sich als Anleitung und Stoffsammlung für kulturkundliche Exkurse und Aufsätze vorzüglich bewährte. Wir hätten statt dessen lieber verzichtet auf die Zusammenstellung der „Urteile des Altertums". Gerade dieses Kapitel dürfte man ruhig dem Lehrer überlassen, der es verstehen muß, das Urteil des Schülers von innen heraus zu kultivieren. Druck, Papier und Einband sind entgegen den Nachkriegsauflagen, tadellos. R. L.

Homer, Ilias, verkürzte Ausgabe. Herausgegeben von Dr. S. P Widmann. Aschendorff. Sammlung lat. und griech. Klassiker. Aschendorff, Münster i. W. 1929. 239 S. M. 3.45.

Die bisher noch 11,184 Verse umfassende gekürzte Ausgabe ist nochmals um rund 5000 Verse „erleichtert" worden, sodaß von der vollständigen Fassung nach etwa zwei Fünftel verbleiben. Volle 12 Bücher wurden ganz ausgeschaltet. Diesen bedenklichen „Aderlaß" abgerechnet, hat die jetzige Form der frühern gegenüber voraus, daß die Verszählung aus der vollständigen Ausgabe beibehalten und durch die überall angebrachten Verbindungstexte der Zusammenhang gewahrt wurde. Auch finden sich gelegentliche Proben aus verschiedenen deutschen Uebersetzungen. Betr. Einleitung und Anhänge verweisen wir auf unsere Ausführungen in obiger Besprechung. R. L.

„Die Welt des Mittelalters". Deutsches Lesebuch für Obersekunda. In Verbindung mit Dr. Fr. Pietsch herausgegeben von Dr. Fr. Faßbinder und Fr. Kortz 396 S., 19 Kunstblätter und 23 Bildern. Geb. in Ganzleinen M. 5.90. Aschendorff 1929

Der Reichtum des in diesem Buch (Bd. 7 zu Aschendorffs Deutschem Lesebuchwerk) gebotenen Quellenstoffes ist erstaunlich. Von den Runeninschriften bis zum Spätbarock ist kaum eine bedeutendere Erscheinung unberücksichtigt geblieben. Der Bildschmuck ist höchst instruktiv. Ein über 100 Seiten starker Abschnitt „Von altdeutscher Art und Kunst" bringt Abhandlungen erster Autoritäten auf dem Gebiet der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte. Der Anhang enthält einen knappen, aber vorbildlich klaren Ueberblick über die Sprachgeschichte, einen Abriß der mittelhochdeutschen Grammatik und Metrik und ein Wörterbuch.

Das dem Bande beigegebene Erläuterungsheft (143 S., M 2.50) gibt literarische und kulturkundliche Angaben sowie sprachliche Erläuterungen. Ueberall sind dabei die gesicherten Ergebnisse der jüngsten Forschung verwertet, sodaß die Fülle der aufgezeigten Probleme und gebotenen Anregungen wirklich im umgekehrten Verhältnis steht zum knappen Umfang der Schrift. R. L.

Schöninghs Englische Schulausgaben:

Nr. 19. **Ullathorne, A Pioneer of the Gospel in Australia.** Text und Erläuterungen. 0.70 Mk.

Nr. 4a und b: **Finn, His first and last appearance.** Text und Wörterbuch. 2. Auflage. M. 1.10 und 0.60.

Der Plan, für die englische Schullektüre Werke auch katholischer Schriftsteller herauszugeben ist an sich sehr lobenswert und findet in den vorliegenden zwei Nummern eine ganz vorzügliche Verwirklichung. Ullathorne, erst Schiffsjunge und zuletzt Erzbischof, bietet in Leben und Schrift den typischen Engländer im besten Sinn, und Francis Finn wird mit seinem amerikanischen Knabenleben immer wieder fesseln und rühren. So verschieden die Verfasser selbst und ihre Ideen und Sprache sind, beider Werke bilden in diesen Beziehungen eine fesselnde und lehrreiche Schullektüre ersten Ranges.

P. K.

Rosenthal, Dr. Georg, Anleitung und Erziehung zum Lateinsprechen. 31 S. Weidmann, Berlin, 1927. M. 1.—.

Nicht ohne Skepsis haben wir zu diesem Büchlein gegriffen. Denn über das Lateinsprechen in der Schule haben wir aus dem Munde erfahrener Kollegen schon recht pessimistische Urteile gehört. Ein Blick aufs Vorwort hat aber unsere Bedenken bereits stark erschüttert: „Die vorliegende Anleitung will nicht, wie ein sogenannter Sprachführer, eine Sammlung von Gesprächen über Tagesfragen geben, z. B. über Essen, Wetter, Wohnung, Reise, Post und Telegraph. Erstens spricht kein natürlicher Mensch über diese Dinge lateinisch; das kommt nur für moderne Sprachen in Betracht. Zweitens bedarf es dazu einer Fülle neuer, vielfach für die höheren Zwecke des Lateinischen völlig unbrauchbarer Vokabeln, und das ganze bleibt doch reine Oberflächlichkeit, die jeder ernste Unterricht verabscheuen muß. Diese Anleitung soll vielmehr zugleich eine Erziehung zum Lateinsprechen geben, die in einer neuen geistigen Durchbildung des Lernenden gipfelt. Deswegen muß der Stoff zunächst aus dem natürlichen Wortschatz, über den der Schüler verfügt, hervorwachsen. Sodann kommt es wirklich nicht nur auf die Unterhaltungsformen in Frage und Antwort an . . ., sondern auf die planmäßige Entwicklung der Fähigkeit, sich überhaupt über die gerade vorliegenden Stoffe des Unterrichts lateinisch auszudrücken, vor allem aber auch lateinische Texte mit dem Auge oder Ohr aufgenommen, schnell und sicher aufzufassen und wirklich lesen oder hören zu können." Ein näheres Studium der Schrift hat uns zur Ueberzeugung gebracht, daß das Lateinsprechen in der Schule nach der vom Verfasser aufgezeigten Methode nicht nur leicht möglich, sondern dem Unterricht höchst förderlich ist und daß man daher nicht früh genug damit beginnen kann. R. L.

15. Jahrgang | Nr. 8 | 19. Dezember 1929

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Methodisches zum Religionsunterricht an der Sekundarschule — Ein Vorbild und ein Prophet auf Christus im alten Rom? — Après la lecture de deux grands épistoliers français — Zunftstube — Bücherecke.

Methodisches zum Religionsunterricht an der Sekundarschule

P. J. R. (Schluß.)

Für das zweite Unterrichtsjahr wurde folgender Stoffplan zugrunde gelegt:

No. 23 Jesus heilt den Mann, der 38 Jahre krank war.
3. Gebot; Zweck des Leidens.

No. 24 Die Wahl der Apostel.
Der Beruf des Menschen ein Geschenk Gottes; Gebet um den Beruf.

No. 25 Die Bergpredigt.
Praktische Nächstenliebe.

No. 26 Jesus heilt den Knecht des Hauptmanns.

No. 27 Der Jüngling zu Naim.

No. 28 Johannes sendet seine Jünger zu Jesus.
Wunder und Weissagungen als Zeugnisse für die Gottheit Christi.

No. 29 Die Büßerin Magdalena.
Das Sakrament der Buße.

No. 30 Die sieben Gleichnisse vom Himmelreiche.
Wichtigkeit des Anhörens der Predigt; Gefahren für den Glauben; Notwendigkeit und Eigenschaften des Glaubens.

No. 31 Der Schriftgelehrte; Sturm auf dem Meere.
Christliche Vollkommenheit; der Christ muß entsagen können, ist aber der Hilfe Gottes sicher.

No. 32 Die Tochter des Jairus und die kranke Frau.
Krankensegen und Sorge der Kirche für die Kranken.

No. 33 Die erste Aussendung der Apostel und Jünger.
Gebet um Priester (Quatember); Meßstipendien; Sakramentalien; Krankenölung.

No. 34 Johannes der Täufer wird enthauptet.
Erlaubter und unerlaubter Eid; die Sünder zurechtweisen; die fremden Sünden.

No. 35 Wunderbare Brotvermehrung.

No. 36 Jesus wandelt auf dem Meere.
Gottheit Christi aus seiner Allmacht; Vorbereitung auf das allerheiligste Altarssakrament.

No. 37 Die Verheißung des allerhlst. Altarssakramentes.
Begriff des Altarssakramentes, Kommunion. 4. Gebot der Kirche.

No. 38 Das kanaanäische Weib, der Taubstumme.
Das Gebet, seine Eigenschaften; die Zeremonien der Kirche.

No. 39 Der Vorrang Petri und die Gewalt der übrigen Apostel.
Repetition des Primates Petri und der Gewalten der Kirche (vgl. 21 und 96). Die Unfehlbarkeit des Papstes.

No. 40 Verklärung Christi.
Der Himmel: Gottanschauung; Zeugnis Gottes für die Gottheit Christi.

No. 41 Jesus verlangt Demut und warnt vor Aergernis.

No. 56 Jesus der Kinderfreund.
Die Demut; das Aergernis; die Engel und Schutzengel; Wert der unsterblichen Seele.

No. 42 Das Gebot der Liebe; der barmherzige Samaritan.
5. Gebot.

No. 43 Maria und Martha.
Ordensstand und Laienstand; Glaube und Werke.

No. 45 Jesus der gute Hirte.
Gottes Güte; Berufstreue, Standestreue.

No. 46 Das Gebet des Herrn.
Erklärung des Vater unser.

No. 44 Die Heilung des Blindgebornen.

No. 47 Das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum.

No. 48 Jesus am Feste der Tempelweihe.

No. 53 Die Juden beschließen den Tod Jesu.

No. 59, 1 Jesus weißsagt sein Leiden und Sterben.
Leidenschaft verblendet; Langmut Gottes; 8. Gebot; Lüge und Verleumdung.

No. 59, 2 Der Oberzöllner Zachäus.
Gegensatz zu den Pharisäern: wer Gott sucht, findet ihn.

No. 49 Gleichnis vom verlorenen Schafe; der verlorne Sohn.
Repetition der Beichte; Beichtkind und Beichtvater.

No. 50 Der reiche Prasser und der arme Lazarus.
Die Hölle.

No. 51 Das Gebot der Versöhnlichkeit und das Gleichnis vom unbarmherzigen Knechte.
Repetition der geistlichen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit; Feindesliebe.

No. 52 Auferweckung des Lazarus.
Die jüdischen Totengebräuche; unsere Hilfe für die Toten.

No. 54 Die zehn Aussätzigen.
Dankbarkeit.

No. 55 Der Pharisäer und der Zöllner.
Repetition des Gebetes; Fasten, Almosen.

No. 57 Der reiche Jüngling.
Gelübde und kirchliche Orden.

No. 58 Die Arbeiter im Weinberge.
Gerechtigkeit; Pflichten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer; die diesbezüglichen Thesen des Sozialismus.

No. 60 Jesus wird von Maria gesalbt.
Wert der vollkommenen Reue und der Bußwerke.

No. 61 Jesus zieht in Jerusalem ein.

No. 64 Weissagung der Zerstörung Jerusalems und des Endes der Welt.

No. 67 Das Jüngste Gericht.
Gottheit Christi aus seiner Allwissenheit; Gottes Langmut und Treue; das besondere und letzte Gericht.

No. 62 Das königliche Hochzeitsmahl.
Die heiligmachende Gnade und ihre Notwendigkeit.

No. 63 Die Steuermünze; das Opfer der Witwe.
Pflichten gegen den Staat; die innere Gesinnung bei unsern Werken.

No. 65 Die klugen und törichten Jungfrauen.

No. 66 Das Gleichnis von den Talenten.
Die Tugend der Klugheit; anschließend die Tugenden und ihre Einteilung; Mitwirkung mit der Gnade.

No. 68 Das Osterlamm.
Repetition der entsprechenden Nummer aus dem alten Testamente und ihre messianische Deutung.
Christi Gehorsam gegenüber dem Gebote Gottes.

No. 69 Die Fußwaschung.
Das gute Beispiel.

No. 70 Die Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes.
Repetition des allerhlst. Altarssakramentes; Priestertum und Priesterweihe; das hl. Meßopfer.

No. 71 Jesus weissagt den Verrat des Judas und die Verleugnung des Petrus; das Gebot der Liebe.
Christi Allwissenheit; Einsprechungen Gottes; Nächstenliebe.

No. 72 Jesu Abschiedsworte und hoheprieſterliches Gebet.
Zweck des Leidens Christi; unsere himmlische Seligkeit und die Verherrlichung Gottes; unser Weg zum Himmel durch Selbstverleugnung.

No. 73 Jesus am Oelberge.
Zufriedenheit mit Gottes Fügungen.

No. 74 Gefangennahme Jesu.

No. 75 Jesus vor Annas und Kaiphas.
Gotteslästerung; Gottheit Jesu.

No. 76 Petrus verleugnet Jesus.
Selbstüberhebung; Gottes Liebe zum Sünder.

No. 78 Die Verzweiflung des Judas.
Das Gewissen; Selbstmord.

No. 77 Mißhandlung und Verspottung Jesu.

No. 79 Jesus vor Pilatus und Herodes.

No. 80 Jesus und Barabbas.

No. 81 Geißelung und Dornenkrönung.

No. 82 Verurteilung.

No. 83 Kreuzweg.

No. 84 Kreuzigung.

No. 85 Jesus am Kreuze.
Römische und jüdische Gerichtspraxis. Konsequenz, mit der Jesus trotz Vorauswissen aller einzelnen kommenden Schmerzen gelitten hat.
Jesu Kreuz und unser Kreuz.

No. 86 Maria unter dem Kreuze.
Maria, das letzte Vermächtnis des Heilandes an uns.

No. 87 Jesu Tod.

No. 88 Grablegung.
Unsere Sterbestunde; Repetition der Sterbesakramente mit praktischen Winken.

No. 89 Auferstehung Jesu.
Der Hauptbeweis der Gottheit Christi.
Unterpfand unserer Auferstehung.

No. 90 Jesus erscheint der Magdalena.

No. 92 Jesus erscheint den Emmausjüngern.

No. 93 Jesus erscheint den versammelten Jüngern.

No. 95 Jesus erscheint dem Thomas.
Belohnung der Bußfertigkeit und Beharrlichkeit; Jesus beglaubigt seine Auferstehung und die Vernünftigkeit unseres Glaubens an ihn; Einwürfe gegen die Auferstehung. Glaubenszweifel, Unglaube, Einsetzung der Beichte; Bußpraxis der Kirche.

No. 96 Das Hirtenamt des Apostels Petrus.
Vgl. No. 21 und 39. Die Unfehlbarkeit des Papstes, Primat. Hierarchie der Kirche.

No. 97 Die Verheißung des hl. Geistes und die Aussendung der Apostel.
Aufgabe im Erlösungsplane; die Missionen.

No. 98 Christi Himmelfahrt.
Vollendung seines Erlösungswerkes.

Welche Vorteile sind nun mit dieser Methode verbunden?

1. Man macht uns Katholiken so oft den Vorwurf, wir kennen die Bibel nicht. Kommt man in protestantische Gegenden — und wie manchen Lehrling und Gesellen treiben die Erlernung des Berufes, Brotsorgen oder andere Ursachen in die Diaspora — so wird man mit der Bibel oder aus der Bibel angegriffen. Selbst Kreise, die sonst keinen Stolz darein setzen, das Wort Gottes unter ihr Rüstzeug zu zählen, greifen nach der Bibel,

wenn sie meinen, damit ihre Lebensauffassungen schützen zu können. Solchen Angriffen muß der katholische Jungmann gewachsen sein. Er muß die Bibel kennen, wenn er sich seinen Angreifern gegenüber nicht Blößen geben, seinen katholischen Standpunkt nicht ins Lächerliche gezogen sehen will. Gar nicht zu reden, daß das moralische Selbstvertrauen des Jungmannes bedeutend gestärkt und seine religiös richtige, grundsätzliche Einstellung dadurch bedeutend erleichtert, sein Auftreten selbstbewußter und unbefangen wird. Hiezu soll die oben auseinandergelegte Methode, welche Dogma und Moral im Rahmen der Bibel behandelt, beitragen.

2. Der Freund der Arbeitsschule und des Anschauungsunterrichtes kommt hier auch auf seine Rechnung. Die Glaubenssätze und Sittenlehren bieten sich nicht abstrakt, vom Leben losgelöst dar, sondern sind immer in Verbindung gebracht mit einem Ereignis der Heilsgeschichte, mit einem Worte des Heilandes oder einer andern biblischen Persönlichkeit. Dadurch treten sie in innigste Verbindung mit der Wirklichkeit. Das betreffende Ereignis oder Heilandswort illustriert die behandelte Wahrheit in ihrer Beziehung und Anwendung aufs Leben, wie es eben gelebt wird oder gelebt werden soll; es zeigt, wie sie angewendet werden kann, welches die Folgen der Beobachtung oder Nichtbeobachtung sind. Damit will ich nicht gegen den Katechismus Sturm laufen. Den Katechismus werden wir weder als Schulbuch noch als Nachschlagewerk jemals ganz entbehren können. Aber damit ist nicht gesagt, daß seine Methode die einzig berechtigte ist, daß, nachdem man 6 Jahre lang die Kinder fast ausschließlich mit seiner Hilfe Religion gelehrt hat, eine Abwechslung nicht wünschenswert und nützlich sein kann. Denn bloße Katechismusmethode bleibt nach meiner Ansicht doch eine gewisse Einseitigkeit.

3. Diese Methode bietet auch eine Möglichkeit, die heranwachsenden Jungen zum selbständigen, den Ereignissen und Umständen angepaßten Denken, Urteilen und Entscheiden zu erziehen. Es gibt doch im Leben so viele Lagen, die den in der Bibel geschilderten gleich oder ähnlich sind. In ihr also finden sich Stützpunkte fürs Leben. Doch müssen die Jungen, wie schließlich in allem, auch hier darauf aufmerksam gemacht werden. Was nützt ein Schatz, den niemand entdeckt und ausbeutet?

4. Eine Anpassung an das Kirchenjahr läßt sich, wenn man von einer all zu straffen Eingliederung des Stoffes absieht, ziemlich leicht herstellen. Auch in dieser Hinsicht bringt unsere Methode gewiß viele Berührungspunkte mit dem Leben und läßt sich also ganz wohl in die sogenannte liturgische Bewegung einfügen.

Bis jetzt sind mir vor allem 2 Bedenken entgegengehalten worden, wenn auch nicht von solchen, die diese Methode ausprobiert haben.

1. Mangel an Abwechslung, weil die Kinder dieser Stufe die Bibel schon kennen. Den gleichen Vorwurf kann man aber auch gegen die ausschließliche Katechismusmethode erheben. Zudem habe ich die Erfahrung gemacht, daß von vielen Kindern, die in die Sekundarschule eintreten, die Ereignisse der Bibel nur schwer wiedergegeben werden können, also durchaus nicht sicher verankert sind, von ihrem religiösen Gehalte, ihrem Sinne und ihrer Bedeutung für das Leben gar nicht zu reden. Zudem soll ja nicht bloß Bibel, und ebensowenig bloß Katechismus getrieben werden, sondern diese beiden Elemente sollen, nachdem sie während sechs Jahren von einander getrennt behandelt worden sind, in ihrem innern Zusammenhange betrachtet und erfaßt werden, so weit dies auf dieser Stufe möglich ist. Das eben ist unser Ziel, die Bausteine, die Katechismus- und Bibelunterricht unabhängig voneinander auf den Platz geliefert haben, zu einem organischen Ganzen zusammen zu fügen, wobei der Katechismus das festfügende, alles stützende Fundament und Mauerwerk, die Bibel aber das äußerlich Anziehende, Greifbare: Schönheit und Lebenswirklichkeit, liefert.

2. Mangel an System, im Vergleich zum Katechismus. Ich glaube das nicht. Denn einmal ist zu sagen, daß der Katechismus gewiß nicht das einzig richtige System darstellt, Religion zu lehren. Dann kann man durch Festlegung eines bestimmten Stoffplanes sehr wohl einen Lehrgang schaffen, der den Namen System verdient. Man kann den chronologischen Gang der Schulbibel einhalten. Man kann auch das Kirchenjahr zur Grundlage nehmen. Jemand hat auch die Anregung gemacht (der Pfarrektor einer Pfarrei in Brüssel), die Sonntagsevangelien, wie sie im Missale aufeinander folgen, zur Richtschnur zu nehmen. Es ist ja gar nicht gesagt, daß Dogma und Moral unbedingt in der Reihenfolge, wie die theologischen Lehrbücher und Katechismen sie aufführen, doziert werden müssen. Wir wollen ja eben eine Abwechslung schaffen, die vor allem der Praxis und dem Leben dient, welchem die Schüler unserer Stufe viel näher stehen, als diejenigen der Volksschule. Durch die im Stoffplane angedeuteten Repetitionen sollen wichtigere Dogmen und Moralgrundsätze nicht mit einem Male abgetan, sondern immer wieder im Zusammenhange mit den übrigen Glaubens- und Sittenlehren neu beleuchtet und tiefer verankert werden. Zudem ergeben sich diese Repetitionen ganz ungezwungen an Hand der Bibel, dienen zeitweise als Abspannungsstun-

den, nachdem ein schwieriges Gebiet intensiv durchgearbeitet und erledigt worden ist.

Der obenangeführte Stoffplan will auch nicht ausschließlich sein. Ich bin vielmehr der Meinung, jeder der diese Methode erproben will, soll den Plan nach seinen lokalen, bis zu einem gewissen Grade sogar nach seinen rein persönlichen Bedürfnissen und Erfahrungen färben. Denn auf der ganzen Linie von sich selber abstrahieren kann schließlich kein Mensch.

Fragen, die in der Bibel nicht direkt berührt werden, wie Aufnahme Mariä in den Himmel, Kremation usw. sollen natürlich nicht übergangen werden. Doch darf man sie auch nicht in so straffe Verbindung mit irgend einem Bibelereignis setzen, daß der Zusammenhang an den Haaren herbeigeschleppt erscheint. Eine weitsichtige Stoffeinteilung wird auch hier den richtigen Ort finden, sie einzureihen, und zugleich betonen, daß diese und ähnliche Fragen heute eine andere Rolle spielen, als zu Christi Zeiten und der Heiland eben keinen Anlaß hatte, diese Probleme eigens zu erwähnen, sondern dies der von ihm gestifteten Kirche überlassen hat.

Weil ein Lehrbuch nach dieser Methode nicht existiert, müssen die Schüler ein Oktavheftchen führen, in welches sie die ihnen andiktierten Hauptpunkte des in jeder Stunde durchgenommenen Stoffes eintragen. Einzelheiten zu behalten ist Sache des Gedächtnisses, des Verstandes und — des Aufpassens. Es ist erstaunlich, was selbst mittelmäßig begabte Schüler mit Verstand, Gedächtnis und Aufpassen leisten können, wenn sie einmal gezwungen sind, ohne Lehrbuch zu arbeiten und angestrengt mitzumachen, weil sie das nächste Mal über etwas werden Rechenschaft geben müssen, das sie nicht schwarz auf weiß haben nach Hause tragen können.

Damit wären wir am Schlusse unserer Ausführungen angelangt. Mein Wunsch ist vor allem, daß aus Kreisen der Fachkollegen das pro und contra zu diesen Zeilen möchte bekannt gegeben werden. Denn ich bin nicht der Ansicht, daß es sich hier um eine Allheilmethode handelt. Sie ist vielmehr nur ein Versuch, der mich zwar befriedigt hat, aber durch Ergänzungen, Korrekturen und Anregungen seitens Kollegen sicher noch manches gewinnen könnte.

Ein Vorbild und ein Prophet auf Christus im alten Rom?

Von P. Gerard Fäßler, Stans. (Schluß.)

„Das erste Jahrhundert vor Christus zeigt uns in Rom aber nicht nur ein Vorbild des Messias, sondern auch einen Propheten.

Und da bin ich nun weder der erste noch der einzige, der dies glaubt und behauptet.

Wie man nach meiner Ansicht in Caesar, dem größten römischen Helden, ein Vorbild des kommenden Christus sehen darf, so war nach dem Urteil vieler Vergil, der größte römische Dichter, sein Prophet.

Alle kennen die berühmte 4. Ekloge der Bukolika, die in geheimnisvoller Weise die Geburt eines puer, eines göttlichen Kindes ankündet, durch den eine neue Weltaera anheben soll:

Ultima cumaei venit jam carminis aetas;
magnus ab integro saeclorum nascitur ordo
jam redit et virgo, redeunt Saturnia regna;
jam nova progenies caelo demittitur alto.

Nun ist die letzte Zeit des cumaeischen Liedes erschienen,
Und großartig erneu'n Jahrhunderte wieder den Reih'nlauf.
Schon kehrt wieder Astraea, das Reich auch kehrt des Saturnus;
Schon entsteiget ein neues Geschlecht aus den Höhen des Himmels.

Dann fährt der Dichter fort und sagt von diesem Kinde, daß durch dessen eigene Kraft die Erneuerung der Welt sich verwirklichen wird, und er beschreibt die neuen Zeiten in Bildern, die an die der jüdischen Propheten erinnern, besonders an Isaias.

Von den ersten Jahrhunderten an glaubten mit der einzigen Ausnahme des hl. Hieronymus sozusagen alle Christen, daß die Voraussagung der Bukolika sich auf Christus beziehe. Im Purgatorio erzählt Statius dem Vergil selbst, wie er durch ihn, und zwar gerade durch diesen seinen Gesang, zum christlichen Glauben bekehrt worden sei (Purg. 22, 64—73).

Ueber diese Verse der Ekloge sind schon Millionen Worte (zum größten Teil nutzlose) geschrieben worden und ich will die Grübeleien derer, die sie so mannigfaltig zu interpretieren suchten, nicht weiter untersuchen. Es mag genügen zu konstatieren, daß während das ganze Mittelalter glaubte, Vergil habe wirklich die nahe Ankunft Christi vorherverkündet, heute die meisten Modernen beweisen wollen, daß das wunderbare Kind der Sohn des Asinius Pollo[1]) sein müsse. Sie berufen sich hauptsächlich auf die Tatsache, daß dieser Knabe, als er Mann geworden, sich gerühmt habe, er sei der

[1]) Vergl. vor allem die Studien von J. B. Mayor, W. Warde Fowler und R. S. Conway, unter dem Titel: Virgil's Messianic Eglogue, London, John Murray 1907, und A. Bellesort, Virgile, Paris, Perrin 1920.

Puer Vergils. Doch dieses Zeugnis, das erst später herauskam und ungewiß ist, beweist gar nichts. Denn wir wissen, daß Asinius Gallo mehr als eitel und ehrgeizig war und nach der Kaiserkrone strebte, so daß es ganz natürlich ist, wenn ihm daran gelegen war, daß die Weissagung der Bukolika auf ihn angewendet werde.

Es hat aber auch noch keiner von allen diesen Interpreten je erklärt, wie denn Vergil, der, als er die Ekloge schrieb, weder ein Kind noch verkindet war (denn er schrieb sie ja in seinem 30. Lebensjahre) eine solch übernatürliche Umwälzung des Universums auf die Geburt des Sohnes eines obskuren Konsuls zurückführen konnte. Selbst der Jude S. Reinach mußte gestehen: Ce poème, entièrement religieux, est la première en date des œuvres chrétiennes.[2]) Mir scheint es viel besser, an das Wort Platos zu erinnern, der sagte, daß Dichter oft viele und große Dinge sagen, ohne sich der ganzen Tragweite ihrer Worte bewußt zu sein, und daran festzuhalten, daß Vergil, der dieses Vorzuges gerade wegen seiner fast christlichen Reinheit und Güte würdig war, in seiner dichterischen Begeisterung eine Ahnung des hochfeierlichen Ereignisses hatte, das 40 Jahre später sich im Stalle von Bethlehem vollziehen sollte. Denn die meisten von denen, die von der 4. Ekloge sprachen, haben zu wenig bedacht, daß Vergil ein wesentlich religiöser Dichter war. Nach den schönen und richtigen Erklärungen und Beweisen von Fustel de Coulanges, von Boissier und Ferrero läßt sich aber gar nicht mehr daran zweifeln, daß die Aeneis nicht so sehr ein Heldengedicht, als vielmehr ein religiöses, fast theologisches Epos ist. Aeneas ist ein priesterlicher Held, der auf göttlichen Auftrag hin die Mission übernimmt, die Götter aus dem Orient nach Rom zu bringen. Das ganze Meisterwerk Vergils ist ein religiöses Epos, das sich ganz um religiöse Probleme und Gebote dreht. „Seine Poesie," schreibt Boissier[3]), „scheint manchmal ganz christliche Akzente zu haben. Er drückt gelegentlich Gefühle aus, die, wenn sie dem Heidentum auch nicht ganz fremd waren, doch durchaus nicht allgemein sind, und sein Gedicht hat eine Färbung, die vollständig von derjenigen absticht, die sonst die Werke, die von der heidnischen Religion eingegeben sind, aufweisen. Sein Held, der so geprüft und doch so ergeben, so voll Mißtrauen auf die eigene Kraft, so bereit zu jedem Opfer und dem Willen des Himmels allzeit gehorsam ist, hat viele Züge eines ganz christlichen Helden."

Aber es gibt dafür noch mehr und stärkere Zeugnisse. Gerade in der letzten Zeit sind besonders durch die Bemühungen Alessandro Chiappellis überraschende Vergleichungspunkte und Uebereinstimmungen zwischen der Aeneis und den Actus Apostolorum, zwischen den Abenteuern des Aeneas, der mit seinen Göttern aus dem Orient kommt, um Rom zu gründen, und den Erlebnissen des hl. Paulus entdeckt worden, der ebenfalls mit seinem gekreuzigten Gott aus dem Orient kommt, um das christliche Rom zu gründen. Und zwar sind es nicht bloß unbestimmte Aehnlichkeiten einer ähnlichen Reise, sondern ständige, verblüffende Parallelen, die an gewissen Punkten fast die Identität der Einzelheiten erreichen[4]).

Was läßt sich nun aus diesem merkwürdigen Parallelismus schließen? Daß der hl. Lukas die Aeneis kopiert habe? Der Gedanke ist absurd, und zwar vor allem schon deswegen, weil der hl. Lukas als inspirierter Schriftsteller keiner menschlichen Vorbilder bedurfte, und aus dem noch zwingenderen Grunde, weil der hl. Lukas Augenzeuge dessen war, was er in den Actus erzählt und endlich, weil die letzte Reise des hl. Paulus von Caesarea nach Rom historisch sicher, diejenige des Aeneas aber Sage ist.

Wir ständen damit vor einem Geheimnis, das noch größer wäre als dasjenige, welches die 4. Ekloge berichtet. Wenn man es aber als unwahrscheinlich und unmöglich ausschließen muß, daß der hl. Lukas Vergil kopiert habe, so bleibt nichts anderes als anzunehmen, Vergil habe eine unbewußte, prophetische Inspiration gehabt und, ohne es zu wissen, in der Erzählung von der Fahrt seines Götterträgers die Fahrt des Völkerapostels geschildert, des Apostels, man beachte das wohl, der Römer, der den wahren Gott von Palästina nach Rom brachte.

Und Vergil war auch dieses hohen Vorzuges in mancher Hinsicht durchaus würdig. Denn wie Caesar eine Ausnahme unter den Römern durch seine Milde war, so war Vergil die noch größere durch die reine Schönheit seiner Seele. Damit man mich aber nicht beschuldige, ich suche ihn bloß zu verklären, führe ich die Worte eines berühmten Historikers der lateinischen Literatur, des Giussani[5]) an, der meines Wissens nicht einmal gläubig ist: „Vergil war sehr gut, optimus. Eine hervorragende Freundlichkeit im Denken und Fühlen war der Grundzug seines Charakters, so daß seine Tugenden nicht nur selten und für seine Zeit geradezu einzig dastehend, sondern auch nicht so sehr diejenigen sind, die wir sonst mit dem Wort ‚Romana virtus' zu verbinden gewohnt sind, als vielmehr derart, daß sie ganz an das Gesetz der Liebe des Nazareners gemahnen. Er war unfähig, andern Bö-

[2]) In seiner Ausgabe der Bucolica S. 29.

[3]) Boissier: La religion romaine d'Auguste aux Antonins, Paris, Hachette I. 255.

[4]) Chiapelli: Virgilo nel Nuovo Testamento (in « Atene e Roma », genn.-marzo 1919, p. 1—14.)

[5]) Giussani: Letteratura Romana, Milano, Vallardi, p. 24.

ses zuzufügen, und so wenig dem Neide unterworfen, daß er über anderer Erfolge sich eben so freute wie über die eigenen. Den Fremden gegenüber war er offen, liebenswürdig und immer bereit, ihnen Dienste zu erweisen. Und deshalb waren ihm auch, man kann schon sagen, alle Freund, weil ihn alle, außer den durch und durch schlechten, wegen seiner großen Freundlichkeit und Güte lieben mußten. Und so keusch war er in seinen Sitten, und in seinen Schriften, daß er in Neapel nur die ‚Verginella', der Jungfräuliche, genannt wurde."

Glaubt man da nicht fast die Lobrede auf einen Heiligen zu lesen? Was wunder, wenn auch die Christenheit, die tiefer als die Gelehrten denkt und fühlt, Vergil als einzigen von allen alten Römern sogar in die Liturgie aufgenommen. Man pflegte im Mittelalter am Weihnachtstage um den Altar herum die Propheten darzustellen, die den kommenden Heiland verkündet hatten. Da erschien einer als Moses gekleidet, ein anderer als Isaias und zum Schlusse sangen sie zusammen:

Vates, Maro, gentilium,
Da Christo testimonium.

Und darauf erschien ein reichgekleideter Jüngling, der die berühmten Verse der messianischen Ekloge aufsagte [6]). Und diese Verehrung der Christen für Vergil läßt sich leicht begreifen, da auch in den Acta Sanctorum erzählt wird, daß zur Zeit der Verfolgung des Decius drei Heiden aus dem südlichen Italien, Secundian, Marcellian und Verian, durch die Lektüre Vergils angeregt, sich bekehrten und zum Martyrium anboten. Und Dante überlieferte, wie wir schon gesehen, die gleiche Tradition für Statius.

Daß Vergil wirklich die Ankunft des Erlösers verkündet, das glaubten übrigens auch der hl. Augustin, der Kaiser Konstantin, Eusebius, Laktanz, Papst Innozenz III. und sogar Abelard und Marsilius Ficinus. Und es gibt auch heute noch solche. Minucius Felix, der Apologet, und selbst der hl. Hieronymus führen oft Verse von Vergil an, in denen sich eine wunderbare Uebereinstimmung mit christlichen Gedanken findet. Auch erzählt man, der hl. Donat, der im 9. Jahrhundert Bischof von Fiesole war, sei vor seinem Sterben in einer Versammlung von Mitbrüdern erschienen und habe sein Glaubensbekenntnis mit den Worten der Vergilianischen Ekloge abgelegt.

Und selbst in unsern Kirchen finden sich noch Beweise der Dankbarkeit der Christen diesem Propheten der Heiden gegenüber. So befindet sich in den Chorstühlen der Kathedrale von Zamora in Spanien unter den Sehern des alten Testamentes auch Vergil. Ebenso sieht man ihn auf den Fresken, die Vasari in einer Kirche von Rimini malte. Und Raphael schrieb den berühmten Vers Vergils „jam nova progenies" unter eines seiner Gemälde, das heute in der Kirche Santa Maria della Pace zu sehen ist.

So wird also die Ansicht, daß Vergil der Prophet gewesen, der bestimmt war, Christus in Rom vorherzuverkünden, außer durch sein Werk durch uralte Traditionen der christlichen Welt bestätigt und durch das Zeugnis, das in der Reinheit seiner Seele besteht, der wenig mehr als die Taufe fehlte, um des Paradieses würdig zu sein.

Es wird den Meisten bekannt sein, wie Vergil starb. Als Oktavian aus dem Orient zurückkehrte, fand er Vergil krank in Griechenland und wollte ihn mit sich nach Rom zurückführen. Als sie aber in Brindisi ankamen, verschlimmerte sich das Uebel, und der edle Dichter starb, kaum 19 Jahre bevor Christus geboren wurde. Vor seinem Tode bat er wiederholt seine Freunde, sie möchten sein Hauptwerk, die Aeneis, das ihn so viele mühsame Jahre gekostet, den Flammen übergeben. Die Grammatiker meinen, er habe es verbrennen wollen, weil es ihm immer noch zu unvollkommen schien. Daran mag etwas Wahres sein, besteht doch darin die tragische Wehmut der so oft verurteilten Dichter, daß sie gerade, je größer sie sind, ihre Werke, auch die berühmtesten, umso kleiner, schwächer und mangelhafter finden.

Aber vielleicht hatte dieser Wunsch noch einen andern Grund. Vielleicht entstand und wuchs in der jungfräulichen Seele Vergils, deren Ahnungsvermögen durch den nahen Tod noch geschärft sein mochte, ein anderes Vorgefühl, das schmerzlich und freudig zugleich war, das Vorgefühl, daß jetzt das Reich der Götter, die von Aeneas unter solch unsagbaren Mühsalen nach Rom gebracht worden waren, zu Ende sei und daß der Puer, das „wunderbare Kind", das er verkündet, bald geboren werde und er ihn weder sehen noch hören sollte, und daß ihm das ewige Heil ebenso wie das leibliche Wohl für immer versagt bleiben werde. Das war sein schmerzliches Geschick, daß er fast als Christ aber immer noch viel zu lange vor Christus geboren wurde, und sein seliges Unglück, den Wiedererneuerer der Welt wenigstens wie im Traum gesehen zu haben und vermöge einer geheimnisvollen Geistesschärfe und -klarheit ebenfalls lange vorher die Reise des hl. Paulus schildern zu können, der viel zu spät in Rom ankam, um dem Dichterpropheten in lichter Klarheit zu zeigen, was dieser im Rätsel und Spiegel geschaut. Vielleicht auch fühlte der sterbende Dichter wehmutsvoll, daß wohl in ein paar Dezennien ein anderes Gedicht geschrieben würde, ein göttliches Gedicht in vier Gesängen, das mit seiner armen, nackten, übernatürlichen Einfachheit die gefeiltesten und feinsten

[6]) Für diese und andere hier angeführte Tatsachen sehe man D. Comparetti: Virgilio nel Medio Evo, Firenze, Seeber 1896.

Gedichte der Welt weit übertreffen würde. Und wozu dann noch die Aeneis aufbewahren? Darum vielleicht bat der kranke Dichter auf dem Sterbelager in den Schauern des Fiebers seine Freunde, ihm das Kästchen, in welchem er die einzige Abschrift seines Gedichtes verwahrte, zu geben, daß er es ins Feuer werfe. Aber die Freunde gehorchten ihm nicht, und das heilige Buch Vergils wurde nach seinem Tode veröffentlicht.

Wenige Jahrzehnte nachher erschien Christus dem hl. Paulus in einer Vision und sagte zu ihm: „Fasse Mut. Wie du in Jerusalem Zeugnis für mich abgelegt, so mußt du auch in Rom Zeugnis für mich ablegen." Und der Apostel reiste mit dem Evangelium des gekreuzigten und auferstandenen Christus nach Rom.

Eine uralte Ueberlieferung, die noch in einem Hymnus erhalten ist, der einst einen Teil der Messe des hl. Paulus bildete (wie man sie in Mantua bis ans Ende des 15. Jahrhunderts sang), erzählt, daß der hl. Paulus in Neapel das Grabmal Vergils besucht habe und unter heißen Tränen in die Worte ausgebrochen sei: „O wozu hätte ich dich gemacht, wenn ich dich am Leben gefunden!" Das mag Legende sein. Aber keine Legende, sondern sichere und sichtbare Wahrheit ist die Tatsache, daß der hl. Paulus sich oft und oft nach Rom zu gehen gedrängt fühlte und daß er einzig in seinem Briefe an die Römer die volle Auseinanderlegung seiner Lehre schrieb und feierlichere Worte dazu brauchte als in seinen andern Briefen. „Nachdem ich diese Mission erfüllt haben werde," schrieb er an die Römer, „werde ich nach Spanien gehen und bei euch vorbeikommen, und ich weiß, daß wenn ich zu euch komme, ich mit der ‚Fülle der Segnungen Christi' kommen werde."

Und das Wort des Apostels erfüllte sich. Die Fülle der Segnungen Christi stieg in Wahrheit über das von Caesar gegründete und von Vergil besungene Weltreich herab, auf Rom, das schon die alten Dichter, ohne genau zu wissen, was sie sagten, das „Ewige" nannten und das in Wahrheit nach dem Ratschluß des Ewigen das „Ewige" wurde.

In diesem mystischen Rom, für welches das edle Blut Caesars vergossen und das in göttlichen Versen von den größten Dichtern besungen wurde, von dem Mantuaner Vergil und dem Florentiner Dante, ist Christus durch Petrus und Paulus für immer Bürger geworden und es ist nicht schwer zu erraten, an wen die große Verheißung Beatrices gerichtet ist:

Qui sarai tu poco tempo silvano
e sarai meco, senza fine, cive
di quella Roma onde Cristo e romano.
(Purgat. XXXII. 100—102.)

Hier wirst du Fremdling sein für kurze Frist
Und wirst mit mir einst ewig werden Bürger,
In jenem Rom, drin Christus Römer ist."
(Zoozmann II.)

Damit schließt Papini sein erstes Kapitel, dem er die Ueberschrift „Cristo Romano" gegeben. Mag auch vieles darin mehr hochgespannter Nationalismus als objektive Geschichtsbetrachtung sein, so ermangelt es doch nicht geistvoller Lichtblicke in dunkle Fragen und apologetische Probleme, die sich für die Schule, besonders den Latein-, Religions- und Geschichtsunterricht verwenden lassen.

Après la lecture de deux grands épistoliers français

Je viens de faire une lecture qui ne pouvait le céder en intérêt à aucune autre. Achevée hier soir, je suis encore tout entier dans l'émotion qu'elle m'a laissée. Ayant lu les lettres de Mme de Sévigné, je me suis fait un reproche de n'avoir pas lu encore celles de mon Patron, saint François de Sales. Donc, dès que j'eus terminé la dernière lettre de l'aimable marquise, je suis descendu instinctivement à la bibliothèque, et, allant droit à l'édition annécienne des œuvres complètes de l'Apôtre du Chablais, j'ai pris le premier volume des lettres, les dix autres ont suivi, montrant une âme toujours plus humaine en même temps que toujours plus purement aimante et plus dépouillée de tout égoïsme : humain par sa compréhension et sa pitié des misères humaines et aussi par son amabilité, par la délicatesse souveraine et l'élégance charmante de ses manières et de ses procédés; pourtant surhumaine et véritablement angélique par la sublime élévation de ses pensées et de ses sentiments.

J'ai lu maintes vies du doux Evêque de Genève ; mais comme elles sont loin de m'avoir ému comme la lecture de ces onze volumes ! Il me semble que je ne lisais plus, mais étais entré en contact immédiat avec cette âme admirable, que je la sentais aimer, tout ramener à l'amour, aimer comme peu ont dû aimer. Ce n'est pas le génie spéculatif, impatient de connaître, et l'âme passionnée, ayant même connu l'emprise des passions, du grand Evêque d'Hippone, mais c'est bien le même esprit de divine charité. Tandis que la grandeur même du génie de saint Augustin, ainsi que le palpitant intérêt qui s'attache à l'élément psychologique de sa conversion font que sa charité, si admirable pourtant, nous frappe moins, rien, au contraire, dans saint François de Sales, moins

génie que pureté vierge et sereine, toute possédée par l'amour du Christ et des âmes, ne nous parle et ne nous captive plus que cette même charité toujours active, partout présente.

Je ne pouvais manquer, en le lisant, de songer à Mme de Sévigné, cela d'autant moins que le nom des Rabutins revient nécessairement souvent à l'occasion de la correspondance du saint Evêque avec l'aïeule de l'immortelle épistolière. Sans doute celle-ci l'emporte par la perfection de la forme littéraire, et encore, par contre n'a-t-elle pas ce je ne sais quoi de charmant qu'a la prose de l'apôtre du Chablais ; mais, par rapport à l'âme qui bat sous les pages respectives des deux épistoliers, que les lettres du pieux Evêque avec son inlassable charité l'emportent sur celles de la femme du monde avec son amour maternel ! Et combien il est instructif de les comparer ! Chez l'un comme chez l'autre, on se trouve en face d'un inexprimable amour, qui, sinon quant au fond, du moins quant à l'expression vous étonne presque et vous laisse comme interdit, moins cependant chez le Saint ; on croit même à la fin l'avoir presque compris ; mais ici c'est l'amour le plus surnaturel et le plus dégagé des sens, et dès lors le plus serein et le plus calme jusque dans ses plus grandes ardeurs ; là, au contraire, un amour tout naturel, et dès lors inquiet, impatient, troublant, presque étroit à force d'être concentré sur un seul objet créé. Aussi quand, des deux côtés, la mort vient brusquement interrompre l'infatigable correspondance, la mort de Mme de Sévigné vous donne l'impression d'un drame douloureux, celle du saint Evêque, l'impression d'un adieu, mais qu'un revoir prochain console.

François de Sales.

Zunftstube

Gleich=Klang.

1. Der Gleichklang im Alten Testament.

1. Rabbinische Exegese läßt Moses darum eine eherne Schlange aufrichten, weil Schlange = Nachasch, und Erz = nechoschet gleichklingen.

2. Nach der Berufung zeigt Jahwe dem Propheten Jeremia einen Mandelzweig, schaqad, weil er, so erklärt es Gott selber, über seinen Worten wachen werde, schoqed.

3. Nach Isaia 5, 7 erwartet Gott von Israel Rechtsspruch, mischpat, und findet Rechts=bruch, mischpach. Er erwartete zedaqah, Gut=tat, und findet nun zegaqah, Blut=tat.

4. Im Buche Daniel will der eine falsche Richter Susanna unter einem Mastixbaum, schinos, gesehen haben, darum spricht ihm Daniel das Urteil: Der Engel Gottes wird dich zerspalten, schisei. Der andere Böse=wicht will Susanna unter einer Steineiche, prinos, gesehen haben, deshalb hört er als Urteil: der Engel Gottes wird dich zersägen, prisei.

5. Im Buche Isaia 29, 1 spricht Gott zu Jerusalem: Ich will dich, Ariel (= Gottesberg, Olymp) bedrängen und dich zum Ariel (= Unterwelt, Hades) werden lassen.

2. Der Gleichklang im Neuen Testament.

1. Da der Hohepriester damals Kaiphas hieß, nannte auch Christus den Hohepriester des Neuen Bundes Kaipha. Er stellte einen Kaipha dem andern entgegen. Und da Kaipha Fels bedeutet, spricht Christus weiterhin vom Bau seiner Kirche auf diesem Felsen, den die Unterwelt nicht überwinden werde.

2. Mißlungen ist dagegen wohl der Versuch, den Jakobusbrief als Bundesschreiben an die zwölf Stämme zu erklären, wobei z. B. Höre, ‚schema' auf Simeon, Schim'on, hinweise. Dafür sind die Anhaltspunkte zu unbemerkbar, da doch gerade der Gleichklang gemerkt und empfunden werden sollte.

3. der Gleichklang im Aberglauben.

1. Indien. Indem der junge Ehemann am Hochzeitsabend seiner Frau den Abendstern namens Dhruvam zeigt, richtet sie an diesen Stern folgendes Gebet: „Der Stern Dhruvam bist du, möge ich fest (dhruva) werden im Hause meines Gatten.

2. Arabisches Palästina. Weil arabisch chaije, Schlange ähnlich klingt, wie das Wort chaiah, Leben, deshalb gilt ein Schlangenkopf als lebenerhaltendes Amulett.

3. Nachbiblisches Judentum. Am Neujahrsabend ißt man die Frucht der Dattelpalme (thamar), damit der Haß der Feinde aufhöre (tham). Man ißt am Neujahrsabend auch Möhren, damit sich die Verdienste mehren, oder man ißt Rüben oder Ruben, damit die Verdienste zahlreicher werden, d. h. hebr. rob oder rubb.

4. Badischer Volksglaube: St. Valentin hilft gegen die fallende Sucht, St. Augustin gegen Augenkrankheiten, Bohnen sollen am Bonifatiustag gesetzt werden. (Vgl. ZDMG 78, 106 ff.) F. A. H.

Büchereckе

Bénédict, C., La conjugaison des Verbes français. Editions Pro Schola, Case Maupas, Lausanne, Fr. 2.—.

Das Büchlein empfiehlt sich durch Handlichkeit, Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit. Dankbar wird man auch die phraseologischen Stützen bei selteneren und schwierigeren Formen begrüßen. Dagegen ist der augenmörderisch kleine Druck bei den Voll=Paradigmen der 11 ersten Nummern zu tadeln. R. L.